

Demokratie

3 Demokratie ist (k)eine Lösung
von Harald Klein

6 Demokratie –
die christlichste Regierungsform?
von Gerhard Ruisch

8 Vox Populi – Vox Dei?
von Christian Flügel

10 Demokratie ist,
wenn man trotzdem lacht
von Francine Schwertfeger

11 Mitbestimmung monastisch
von Hermann Josef Roth

14 Gedanken zur Demokratie...
von Kerstin Teichert-Möller

15 Beredsamkeit ist eine Zier
von Francine Schwertfeger

23 Synodalität und Demokratie
von Thomas Mayer

25 Wie tickten die frühen Christen?
von Gregor Bauer

27 Aloisia im Himmel
von Heidi Herborn

28 Auf dem Gipfel
von Jutta Respondek





Probleme mit Enthaltsamkeit

NACH EINSCHÄTZUNG DES BERLINER Therapeuten **Joachim Reich**, der viele Priester berät, haben fast alle katholischen Priester Probleme mit sexueller Enthaltsamkeit. „Ich würde sagen: 95 Prozent halten sich nicht lebenslang an den Zölibat. Zu welchem Grad und in welchen Phasen sie sexuell aktiv sind, ist aber unterschiedlich.“ Manche hätten Affären oder im Urlaub Sex und lebten dann wieder lange Zeit enthaltsam. „Andere führen konsequent ein Doppelleben.“ Viele Priester seien „mit viel Idealismus“ in ihr Amt gestartet, sagte Reich. Dass sie Probleme mit dem Zölibat bekämen, dauere mitunter mehrere Jahre. Wer keine Beeinträchtigung erfahre, sei „zölibatär hochbegabt“. Das sei eine „ganz kleine“ Minderheit. Probleme mit der verpflichtenden Ehelosigkeit würden individualisiert: „Die Kirche lässt diese Menschen letztlich im Stich“, kritisierte Reich.

Farben riechen

WER NICHT SEHEN KANN, DARF riechen: Der 13-jährige **Lars Reif** aus Neustadt an der Weinstraße habe durch wissenschaftliche Recherche und Befragungen herausgefunden, welche Farben mit welchen Düften verbunden werden, teilte die Christoffel-Blindenmission (CBM) mit. Rosen riechen demnach nach rot, Vanille nach weiß, Minze nach grün und Zitrone nach gelb. Um die Grundfarben zu komplettieren, habe der Schüler noch Eukalyptus für blau ausgewählt. Mit diesen Kenntnissen baute der Schüler eine Maske, an der ein Farbsensor die Farbe erkennt. Eine eigens programmierte Software Sorge dann dafür, dass der entsprechende Geruch mit einer Pumpe vor die Nase gesprüht werde. So rieche etwa eine gelbe Wand nach Zitrone und mache die Farbe auch für Blinde erlebbar. Lars Reif erhalte dafür im Rahmen des „Jugend forscht“-Landeswettbewerbs Rheinland-Pfalz den Sonderpreis der Christoffel-Blindenmission „Innovationen für Menschen mit Behinderungen“.

Aus Angst liegen Nigerias Felder brach

IM NORDOSTEN NIGERIAS LIEGEN aufgrund der Terrorgefahr durch die Miliz *Boko Haram* und die Splittergruppe ISWAP – Islamischer Staat in der westafrikanischen Provinz – viele Felder schon seit Jahren brach. Militäroffensiven haben zwar in der Provinzhauptstadt Maiduguri und verschiedenen Kreisstädten mehr Sicherheit gebracht, nicht jedoch in ländlichen Regionen, in die sich die Terroristen oft zurückziehen. Nach Schätzungen der nigerianischen Farmer-Organisation AFAN könnte die Produktion von Lebensmitteln um 50 Prozent zurückgehen. „Entführungen sind eine Gefahr für unsere Existenz“, sagte auch Landwirtschaftsminister **Audu Ogbeh**. „Wenn wir das Ernährungsproblem nicht lösen können, dann können wir auch kein anderes lösen.“ Bis heute ist etwa jedes dritte Kind im Land mangelernährt.

Fortschritte im Kampf gegen Menschenhandel

DIE EXPERTENGRUPPE GEGEN Menschenhandel des Europarats (Greta) sieht Fortschritte. Im Vergleich zu 2015 werde die Europaratskonvention gegen Menschenhandel nun besser im deutschen Recht widergespiegelt, heißt es. Dennoch erhöhte sich nach Angaben des Bundeskriminalamts die Zahl der Opfer von Menschenhandel von 536 im Jahr 2016 auf 671 im darauffolgenden Jahr.

Bedeutungslose Alt-Katholiken?

DER WIENER PASTORALTHEOLOGE **Paul M. Zulehner** hat in einem Interview gefordert, dass die Römisch-Katholische Kirche auf ihrem Reformweg auch Abspaltungen riskieren müsse. Das sei der notwendige Preis, um Stagnation und damit in Europa und Nordamerika den Verlust der kommenden Generationen zu verhindern. Außerdem seien die Abspaltungen nicht weiter schlimm: „Es haben sich die Alt-Katholiken abgespalten, und die sind jetzt dabei, in der Bedeutungslosigkeit zu verschwinden. Es haben sich die Lefebvrianer abgespalten, die jetzt die Hardcore-Katholiken am rechten Flügel sammeln. Und so wird es immer wieder solche Abspaltungen geben“, sagte er. „Wenn wir so weitermachen wie bisher, dann werden wir als Katholische Kirche in Europa und Nordamerika zu einer völlig bedeutungslosen Sekte schrumpfen.“

HuK kritisiert Vatikandokument

HEFTIG KRITISIERT HAT DIE ÖKUMENISCHE Arbeitsgruppe **Homosexuelle und Kirche (HuK)** das Dokument „Männlich und weiblich schuf er sie“ der Bildungskongregation des Vatikans. Die Verfasser hätten weder mit transidenten Menschen gesprochen noch wissenschaftliche Erkenntnisse berücksichtigt; verwiesen werde nur auf eigene Stellungen, so dass der Anspruch eines „Gesprächs“ nicht haltbar sei. „Hätten die Kurialen z. B. mit transidenten Gläubigen gesprochen, dann hätten sie unweigerlich merken müssen, dass ihre Kritik an der Geschlechtsidentität als ‚Wahl‘ oder einer beliebigen Willensentscheidung an der psychischen Situation von Trans-Personen völlig vorbeigeht“, heißt es. „Der absolute Tiefpunkt“ sei allerdings die Forderung, Kinder mit nicht eindeutig männlichen oder weiblichen Geschlechtsmerkmalen durch Operation einem der beiden Geschlechter anzupassen; das sei Körperverletzung und Genitalverstümmelung.

KIRCHE IM RADIO

„Positionen“

Bayern 2 Radio
18. August, 6:45 Uhr
Pfarrer Hans-Jürgen Pöschl
Weidenberg

„Anker werfen – Anker lichten“

Deutschlandfunk
11. August, 10 Uhr
Nordstrand



fortgesetzt auf Seite 31





Demokratie ist (k)eine Lösung

VON HARALD KLEIN

KÜRZLICH SUCHTE ICH EINEN FACHARZT, WEIL meine bisherige Ärztin in den Ruhestand gegangen ist. Im Internet schaute ich also nach Ärzten in der Umgebung. Aber ich fand bei dieser Gelegenheit etwas ganz Anderes, nämlich Ärzte-Bewertungen: Internetseiten, auf denen Patienten Noten verteilen und also empfehlen oder verurteilen. „Super, dem Mann kann man vertrauen.“ „Bitte Vorsicht, diese Ärztin wirkt unprofessionell.“ „Ich kann nur warnen; die Medizin hab' ich gar nicht erst eingenommen.“ Natürlich könnte man sagen: Das ist wirkliche „Demokratie“; da ist der Arzt nicht mehr „Halbgott in Weiß“, sondern ein Dienstleister, der sich die Abstimmung des Volkes gefallen lassen muss.

Aber ich frage mich, wo das hinführt. Müssen sich Ärzte in Zukunft in erster Linie darum sorgen, gute Bewertungen zu bekommen? Müssen Sie Medikamente mit Blitzwirkungen verschreiben, um als Wunderdoktor bewertet zu werden? Tut das unserer Gesellschaft gut? Sollte es nicht ein Angebot von geprüften Fachleuten geben ohne Absegnung der Allgemeinheit?

Die Frage nach der Demokratie, sie stellt sich heute auf vielen Ebenen. Zum Beispiel im Bereich der Politik: wenn unter Inanspruchnahme demokratischer Rechte für nichtdemokratische Ziele demonstriert wird. Zum Beispiel im Bereich der Kirche: wenn Christen sich ihre Religion und Spiritualität selbst zusammenstricken. Zum Beispiel

im Bereich Schule: wenn Eltern solo entscheiden wollen, auf welche weiterführende Schule ihr Kind geht.

Demokratie ist die schlechteste Staatsform, abgesehen von allen anderen (Winston Churchill)

Was ist eigentlich „Demokratie“? Erfunden wurde sie wohl im alten Griechenland. Die freien Städte damals erlaubten sich eine Regierungsform, in der viele mitreden und mitwählen durften. Wenn allerdings von „Herrschaft des Volkes“ (=Demokratie) gesprochen wird, muss klar sein, wer denn damals das „Volk“ war. Die Frauen zum Beispiel nicht, auch Sklaven nicht, noch nicht einmal Handwerker oder Gehaltsempfänger. Und im Kern ist es so geblieben: Das „Volk“ in der Demokratie umfasst nie alle. Wie lange hat es gedauert, bis in Europa auch die Frauen mitabstimmen durften? Wie lange hat es gedauert, bis in Amerika auch die Farbigen abstimmen durften? Auch heutzutage bei uns in Deutschland dürfen Jugendliche nicht abstimmen, Gefängnisinsassen, Gastarbeiter, Flüchtlinge. Ist das nicht ungerecht?

Ja, allerdings nur, wenn mit Gerechtigkeit „allgemeine Gleichheit“ gemeint ist. Mit „Gerechtigkeit“ könnte aber auch das allgemeine Wohlergehen gemeint sein, gleiche Chancen für eine gute Zukunft. Wenn das das Staatsziel ist, dann ist noch lange nicht gesagt, dass dem mit einer unterschiedslosen Wahl- und Mitbestimmungsmöglichkeit für alle Bürger am besten gedient wäre. Niemand kann belegen, dass „parlamentarische Demokratie“ die beste Regierungsform eines Staates ist. Keiner kann belegen, dass eine Kirche, in der alle abstimmen dürften, die getauft sind (und rechts und links unterscheiden können), tatsächlich eine bessere, heilere oder gar christusgemäßere Kirche wäre. Würde bei einem Musikkonzert der Dirigent alle Anwesenden im Saal einladen mitzumusizieren, dann hätte das zwar eine scheinbar größere Gleichberechtigung zur Folge, aber ob der Abend wohltuender verlief, ist sicher die Frage. Die Mehrheit hat nicht automatisch Recht, die Mehrheit ist nicht automatisch gut.



Dekan i. R. Harald Klein ist Mitglied der Gemeinde Rosenheim

Bild: Henry de Groux, „Zola aux outrages“, 1898. Aus Wikimedia Commons



Von Mehrheiten und Minderheiten wird mehr verlangt, als zählen zu können

Richard v. Weizsäcker

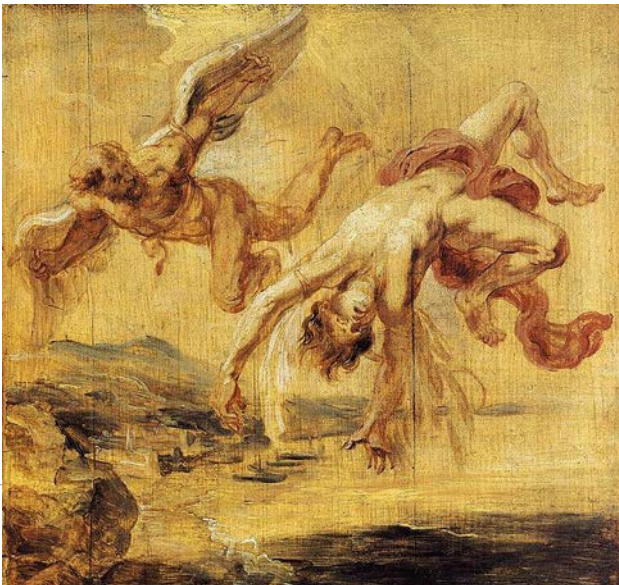
Demokratie darf sich nicht dem Verzicht auf Kompetenz und Werte ausliefern. Nicht umsonst bauen viele Verfassungen Sicherungen ein: eine Gruppierung im Staat, die auch parlamentarischen oder wahlbezogenen Mehrheiten noch Paroli bieten kann. In vielen Staaten ist das zum Beispiel eine unabhängige Justiz, in anderen ein unabhängiges Militärwesen (siehe Türkei, Ägypten etc.), auch wenn die „Unabhängigkeit“ oft minimal ist. Die Staatsform der Demokratie ist keine Geniallösung und auch kein Selbstläufer. Gerade im Augenblick erfahren wir, wie fragwürdig die Mitbestimmung durch allgemeine Wahlen ist. Wie beeinflussbar, korrumpierbar sind Wähler! Wie angreifbar und wie gefährdet durch Terror ist der faire Ablauf eines Wahlkampfes! Kann nicht auch ein ganzes Volk sich tödlich irren, wie Deutschland 1933?

Auch in der Kirche gibt es Ansätze der Demokratie, wir rühmen uns der Existenz von Wahlen zum Kirchenvorstand, zu Synoden, für Pfarrer- und Bischofsämter. Aber von da zur wirklichen Mitbestimmung ist noch ein weiter Weg, und manche Abstimmungen sind doch deutlich „vorgeschient“ und ohne ausgearbeitete Alternativen. Auch in der Kirche ist Demokratie kein Selbstläufer und hat noch manche Hürden zu bewältigen, sogar in der Alt-Katholischen Kirche. Aber soll sie überhaupt zum Charakteristikum einer Kirche werden? Hat das einen Sinn? Worin liegt das Kernanliegen von Wahlen und sonstigen demokratischen Vorgängen?

Was die Alten schon wussten

Wenden wir uns wieder an die alten Griechen: Es gibt eine sehr erhellende Sage aus griechischer Vorzeit, die des Ikarus. Er war der Sohn des genialen Erfinders Dädalus und hatte von seinem Vater sogar das Fliegen beigebracht bekommen. Als sie sich einmal auf der Flucht von Kreta aus in die Luft erhoben, kam der tollkühne Ikarus mit seinen Flügeln und dem verwendeten Wachs der Sonne zu nahe, er flog so hoch, dass die Flügel sich auflösten und er jäh abstürzte und vom trauernden Dädalus begraben werden musste.

Dass Einzelne der Sonne nicht zu nahe kommen, sondern die Nähe zum Boden des Irdischen bewahren, das ist Auftrag und Sinn der Demokratie. Es geht nicht um die



perfekte Lösung für Politik, Gesellschaft, Kirche; es geht nur darum, dass die Kinder des Dädalus nicht zu hoch fliegen, nicht abheben und das ganze Projekt zum Scheitern bringen. Schnell verlieben sich Menschen in Höhenrausch. Dem einen Riegel vorzuschieben, dient die demokratische Wahl und Mitbestimmung.

Auch die christliche Tradition kennt genau dieses Anliegen. In der Bibel finden wir eine ganze Reihe von Themengeschichten, die sich dem widmen. Zum Beispiel die Geschichte vom Turmbau zu Babel. Da reibt sich sogar Gott die Augen und stellt fest: Die bauen doch tatsächlich einen Turm bis in himmlische Sphären. Und er sorgt dafür, dass alles zerschlagen wird. Andere Geschichten drücken Ähnliches aus: Mose, der am Ende noch nicht einmal das Gelobte Land mit eigenen Augen sehen darf. Goliath, der von einem Hirtenjungen aus seinen Machträumen geholt wird. Nebukadnezar, dessen Reich zusammenbricht wegen Selbstüberschätzung. Luzifer, der vom Himmel stürzt. Und dann die ganz alte Fabel von der Königswahl der Bäume im Richter-Buch des Alten Testaments (Kap 9,7-15a): Es geht um eine politische Wahl, um mögliche Kandidaten und die bittere Wirklichkeit.

Einst kamen die Bäume zusammen, um einen König zu wählen. Sie sagten zum Ölbaum: „Sei du unser König!“ Aber der Ölbaum erwiderte: „Soll ich vielleicht aufhören, kostbares Öl zu spenden, mit dem man Götter und Menschen ehrt, und dafür hoch über den Bäumen schweben (schwanken)?“

Da sagten die Bäume zum Feigenbaum: „Sei du es!“ Doch der Feigenbaum erwiderte: „Soll ich vielleicht aufhören, süße Feigen zu tragen, und dafür hoch über den Bäumen schweben (schwanken)?“

Da sagten sie zum Weinstock: „Sei du es!“ Doch der erwiderte: „Soll ich aufhören, Wein zu spenden, der Götter und Menschen erfreut, und dafür hoch über den Bäumen schweben (schwanken)?“

Schließlich sagten sie zum Dornstrauch: „Sei du unser König!“ Und der Dornbusch erwiderte: „Da ihr mich wirklich zu eurem König macht, kommt her, bückt euch und sucht Schutz in meinem Schatten!“

Demokratie heißt Entscheidung durch die Betroffenen

Richard v. Weizsäcker

So kommt es, wenn einer zum Höhenflug ansetzt, wenn andere meinen, eine Wahl würde schon alles in Ordnung bringen: Der da oben verliert jede realistische Selbsteinschätzung, meint, als dürre und dorniger Strauch allen Bäumen des Waldes Schatten spenden zu können. Es ist eine ironische, scharfe Warnung, die mit dieser alten biblischen Fabel ausgedrückt wird: vor dem Königtum insgesamt und der Illusion freiheitsbewahrender Wahlen.

Das Prinzip einer Wahl ist nur dann wertvoll, wenn die Wählenden sich mit der Wahl nicht selber ausliefern. Wahlen bis zur Altersgrenze oder auf Lebenszeit wie bei einem König sind nur Mitbestimmungs-Getöse, aber keine gerechte Verteilung von Macht. Jedenfalls schwebt dem

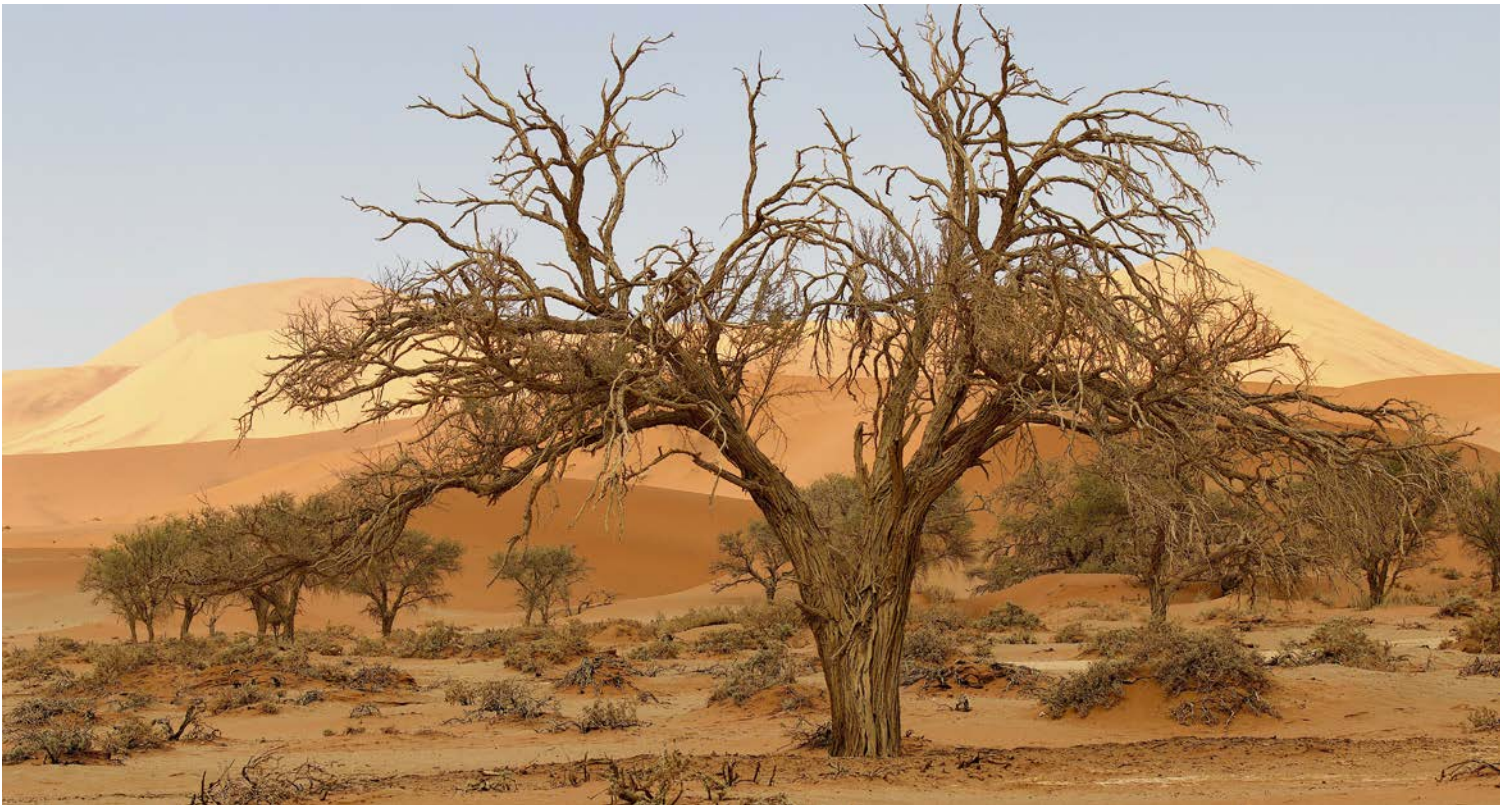
Schreiber der alttestamentlichen Fabel wohl statt einer Königswahl eher so ein zeitweiliges Führungssystem wie in der alten Zeit der „Richter“ vor. Auch in der Kirche wäre es möglich, dass ein Bischof oder Pfarrer auf bestimmte Zeit gewählt wird, evtl. mit kürzerer Verlängerungsmöglichkeit. Es geht nicht darum, denen da oben schlechte Absicht nachzusagen, sondern nur darum, noch etwas Anderes zu ermöglichen, eben mehr als nur formale Demokratie.

Was in der Jotam-Fabel die drei ersten Bäume sagen, ist das Entscheidende: dass die Mitglieder der Gemeinschaft in erster Linie die Bestimmung haben, ihre Fähigkeiten, ihre Früchte beizutragen. Ich will nicht zuerst regieren, sondern Öl beitragen; ich will Feigen beitragen, ich will zu Wein verhelfen. Nahrung, Süße, Freude, das sind die Fruchtbilder für das, woraus Gemeinschaft dauerhaft lebt. Dieser lebendige Austausch muss möglich gemacht werden, dann dürfen auch einzelne (demokratisch) leiten und führen. Ohne dass sich alle eingeladen fühlen, beizutragen und mitzugestalten, verkommt Gemeinschaft zur inhaltsleeren Gängelei.

**Wir sind keinem Aufpasser mehr unterstellt.
Denn zuerst mal seid Ihr alle Söhne und Töchter Gottes
Paulus im Galaterbrief 3,25**

Dazu wäre es wichtig, dass Amtsinhaber geschult werden und kontrolliert werden, andere offen in Verantwortung und Kreativität einzubeziehen. Es muss Ereignisfelder und Planungsfelder geben, die auch mal ohne die Amtsinhaber stattfinden: Klausuren des Kirchenvorstands, Synoden der Standortbestimmung und der Kreativität. Und genau diese „Zusammenkünfte“ dürfen nicht von „oben“ vorsortiert sein. Kirche wird erst da lebendig, wo ein einfacher Ölbaum sein Öl dazugibt, ein einfacher Mensch seine Fragen und Fähigkeiten, die ihm Gott gegeben hat. Es geht nicht um abwertende Meinungsmache (siehe Ärzte-Noten) oder abkapselnde Eigenbrötlerlei, sondern um Mittun gerade um des Ganzen willen.

Von Jesus sind Gleichnisse überliefert, die in diese Richtung zielen, zum Beispiel das Gleichnis der Talente, die ein Gutsbesitzer den Dienern anvertraut. Nicht ein



Und deshalb ist nach meinem Empfinden der Begriff „Synodalität“ (= Zusammenkommen, Weggemeinschaft) eine bessere Bezeichnung für das Angestrebte als „Demokratie“. Es geht nicht um „Herrschaft“ des Volkes, sondern um Einfluss, Einfließen, am Wesentlichen auf Dauer Beteiligtsein. Dass auch Nichtamtinhaber, Nichtgewählte sich entscheidend miteinbringen können. Gerade seitens römisch-katholischer Kreise, die in letzter Zeit gern den Begriff propagieren, wird Synodalität viel zu sehr als Goodwill-Veranstaltung gedeutet ohne verbindliche Festlegung. Aber auch in der Alt-Katholischen Kirche kann noch viel an tatsächlicher Synodalität dazugelernt werden.

fremdes System oder Vermögen steht im Mittelpunkt, sondern das fruchttragende Einbringen der eigenen Talente (Lk 19,13ff.). Oder das Gleichnis von der Festeinladung, in dem am Ende viele einfache Leute von Hecken und Zäunen in die Mitte des Festes geholt werden statt der vorgeesehenen Auswahl (Lk 14,16ff.). Auch bei der Geschichte von den fünf törichten und fünf klugen Brautjungfern wird nicht vom Eintrittsrecht eines Amtes gesprochen, sondern nur vom Öl, das jede einzelne junge Frau einbringen wird. Und zuletzt: Wozu hat Jesus gerade an einfachen Menschen Wunder gewirkt? Nicht um sich selbst zu verherrlichen, sondern um diese fähig zu machen, froh und verantwortlich mitzuwirken an der Gemeinschaft. ■



Gerhard Ruisch ist verantwortlicher Redakteur von *Christen heute* und Pfarrer in Freiburg

Demokratie – die christlichste Regierungsform?

VON GERHARD RUISCH

ICH VERMUTE, HEUTE NEIGT DIE Mehrheit der Christen dazu, diese Frage mit Ja zu beantworten. Das war einmal ganz anders. Zu Zeiten, als man die Königssalbung als Sakrament ansah und vom Gottesgnadentum überzeugt war, also davon, dass die Herrschenden von Gott selbst eingesetzt sind, hätte man die Monarchie als die christlichste Regierungsform angesehen – und diese Zeit war allemal länger als die kurze demokratische Epoche. Zur Zeit des 3. Reichs waren selbst in unserem Land viele Christen und sogar Kirchenleitungen geneigt, die Führerherrschaft als konform mit dem Christentum anzusehen. Aber wie *ist* es denn nun wirklich? Hilft der Blick in die Bibel weiter?

Keine Monarchiekritik in der Bibel

Viele Menschen der Bibel sehen deutlich die Probleme, die es mit Monarchen gibt. Die Propheten im Alten Testament etwa geißeln mit harten Worten die Könige Israels, wenn sie ungerechte Strukturen stützen, sich selbst bereichern, Menschen unterdrücken, Fremde ausbeuten und Götzendienst fördern. An etlichen Stellen im Neuen Testament wird der Kaiser in Rom als Fremdherrscher kritisch gesehen. Auch wenn Jesus im Matthäusevangelium (20,25) sagt: „Ihr wisst, dass die Herrscher ihre Völker unterdrücken und die Großen ihre Vollmacht gegen sie gebrauchen“, zeigt das, dass er, wohl geprägt durch die Erfahrungen mit der römischen Besatzung wie alle seine Zeitgenossen in Israel, den Machtmissbrauch

durch die Herrschenden fast schon als Selbstverständlichkeit ansieht. Klar, auch die Kleinfürsten von Roms Gnaden vor Ort wie die Söhne von Herodes dem Großen sind nicht geeignet, ein besseres Bild vom Monarchen zu vermitteln.

Doch obwohl Jesus und viele andere in der Bibel die Machtausübung der Monarchen kritisieren, finden sich in der Bibel keine Stellen, die die Monarchie selbst in Frage stellen. Stattdessen gibt es gerade bei den alten Königen Israels schon die Vorstellung vom Gottesgnadentum. Dass es auch andere Regierungsformen geben könnte, lag wohl außerhalb des Vorstellbaren; selbst Jesus sagt in allen drei synoptischen Evangelien: „Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört, und Gott, was Gott gehört“ (z. B. Matthäus 22,21).

Wir müssen also feststellen: Es gibt keinen biblischen Anhaltspunkt, durch den sich unmittelbar belegen ließe, dass die Demokratie christlicher wäre als andere Staatsverfassungen.

Und in der Kirche?

Ganz anders sieht es in der Kirche aus. Selbstverständlich ist nirgends in der Bibel von einer demokratischen oder synodalen Kirchenverfassung die Rede. Und die Frage: „Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?“, die Gerhard Lohfink vor vielen Jahren in einem Buch untersucht hat, lässt sich nach meiner Auffassung (im Gegensatz zu Lohfink) nur mit „gar nicht!“ beantworten. Denn schließlich ging Jesus nach vielen biblischen Zeugnissen davon aus, dass das Weltende unmittelbar bevorsteht – er kam also wohl kaum auf die Idee, sich Gemeinde- und Kirchenverfassungen auszudenken, schon gar nicht solche, die über Jahrhunderte Bestand haben sollten.

Folglich gab es in der frühen Kirche auch keine vorgegebene Gemeindeordnung. Jede Gemeinde musste sich ihre eigene Ordnung erst suchen, so dass wir im Neuen Testament viele unterschiedliche Gemeindeformen finden. Es hat über 150 Jahre gedauert, bis sich die spätere einheitliche Ordnung mit einer Hierarchie von einem Bischof, Priester/Diakon und Volk überall durchgesetzt hatte!

Das heißt aber nicht, dass Jesus uns keine Hinweise gegeben hätte. Es gibt nämlich sehr wohl klare Hinweise aus seinem Mund – die selbst dann bedeutsam sind, wenn sie ihm teilweise aus der konkreten späteren Situation heraus von den Evangelisten hineingelegt worden sein sollten –, wie er sich zwar nicht eine Kirchenverfassung, aber das Zusammenleben seines Jüngerkreises vorstellt. In ihm sollen ja die Spielregeln des Reiches Gottes gelten, nicht das, was sonst üblich ist. Und dafür ist grundlegend, wie der oben zitierte Satz aus dem Matthäusevangelium weitergeht:

Ihr wisst, dass die Herrscher ihre Völker unterdrücken und die Großen ihre Vollmacht gegen sie gebrauchen. Bei euch soll es nicht so sein, sondern wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener sein, und wer bei euch der Erste sein will, soll euer Sklave sein.

Zwei Dinge schließe ich aus dieser Aussage:

Einmal: Es braucht auch unter den Jüngerinnen und Jüngern Jesu Menschen, die die Gemeinschaft leiten. In den kleinen Hausgemeinden des Anfangs war das noch nicht so wichtig, aber später, als eine große Kirche entstanden war, ganz bestimmt. Es ist also legitim, dass es in Kirche und Gemeinde Menschen gibt, die Leitungsfunktionen übernehmen.

Aber: Die Leitungsfunktion ist als Dienst zu verstehen, nicht als Herrschaft, auch nicht als „Heilige Herrschaft“, griechisch „Hierarchie“. Wichtig ist, dass das nicht nur als Etikett draufgeklebt, sondern zutiefst verinnerlicht wird. Als Gregor der Große sich als *Servus Servorum Dei*, „Diener der Diener Gottes“ bezeichnete, war das vielleicht noch ein Zeichen, dass er die Botschaft des Neuen Testaments verstanden hatte, aber dass auch die machthungrigsten Päpste in späteren Jahrhunderten sich so nannten, ist ein Hohn!

Die Leitungsaufgabe ist ein Dienst unter anderen Diensten, er erhebt diejenigen, die sie ausüben, nicht über andere, er macht sie nicht zu besseren oder wichtigeren Christen. „Einer ist euer Meister, ihr alle

aber seid Geschwister“ (Mt 23,8), das ist der Kirche von Jesus für alle Zeiten ins Stammbuch geschrieben! Zweitausend Jahre Erfahrung zeigen, dass es eine schwere Daueraufgabe für alle mit einer Leitungsfunktion Betrauten ist, sich das immer wieder bewusst zu machen und zu verhindern, dass ihnen die Position an der Spitze zu Kopf steigt.

Der Blick in die Schriften des Neuen Testaments zeigt, dass die frühen Christengemeinden es bei allen unterschiedlichen Strukturen, mit denen sie experimentiert haben, für angebracht fanden, dass die Trägerinnen und Träger von Leitungsfunktionen von allen gewählt wurden. Es lässt sich also wohl sagen, dass sie synodale und demokratische Elemente als die angemessene Weise der Umsetzung von Jesu klarer Vorgabe angesehen haben. Vom Neuen Testament her gesehen, scheint mir also durchaus der Schluss angebracht, dass eine Form von Demokratie zumindest für die Kirche die angemessene Regierungsform ist.

(Ich habe mich mit dieser Frage vor Jahren ausführlich in meiner Pfarrexamensarbeit befasst. Wer sich dafür interessiert, kann sie gerne als PDF-Datei erhalten – Mail an redaktion@christen-heute.de.)

War Jesus Demokrat?

Was den Staat angeht, wurde die Frage eingangs schon beantwortet: Es gibt keinen Hinweis, dass Jesus überhaupt auf die Idee kam, dass ein Staat auch demokratisch verfasst sein könnte. Auch die Frage, wie es in der Gemeinschaft seiner Jüngerinnen und Jünger aussieht, ist beantwortet: Ja, da sind ihm die Gleichheit und Geschwisterlichkeit aller wichtig.

Doch wie ordnet er sich selbst ein in diese Gemeinschaft? Das ist nur scheinbar leicht zu beantworten. Aussagen wie „Einer ist euer Meister“ bei Matthäus oder „Wenn nun ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe“ und „Glaubt an Gott und glaubt an mich!“ im Johannesevangelium (13,14 und 14,1) legen nahe, dass Jesus sich als von Gott gesandt und deshalb als Lehrer und überlegenen Chef sieht. Da ist es wichtig, nicht zu vergessen, dass diese

Aussagen der Evangelien ja keine mitstenografierten Protokolle sind, sondern Ausdruck der Überzeugung der Evangelisten. Matthäus und Johannes sehen Jesus als Herrn und Meister – ob Jesus sich selbst so gesehen hat, wissen wir deshalb noch nicht.

Mir scheint es naheliegend, zu vermuten, dass Jesus für sich keine andere Stellung beansprucht, als er den anderen Leitenden im Jüngerkreis zugesteht: Ja, er ist der Lehrer, er ist der Anführer seiner Anhänger, aber, wie die Fußwaschung zeigt, er sieht sich als einer, der seine besondere Aufgabe, seine Einsicht in das, was Gott möchte, seine Fähigkeit, andere zu begeistern, ganz als Dienst an den anderen und am Reich Gottes sieht. Es gibt Stellen, die Jesus fast schon überheblich klingen lassen („Ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen!“ – Johannes 18,37), aber dieser Ton passt so wenig zum sonstigen Jesus, dass ich da mehr Johannes als Jesus sprechen höre.

Ich glaube, er wusste um seine besondere Aufgabe, die aus seiner außerordentlichen Nähe zu Gott entsprang. Er hat seine Einsichten an andere Menschen weitergegeben und die Gemeinschaft, die daraus entsprang, geleitet. Er hat sich aber von Anfang an Menschen gesucht, die ihn dabei unterstützen. Und es gehörte zum Kern seiner Botschaft, dass alle gleichermaßen Kinder Gottes sind und damit gleichberechtigte Geschwister.

Theoretische Überlegungen über die ideale Staats- oder Kirchenverfassung sind von ihm nicht bekannt. In diesem Sinne wäre es weit hergeholt zu sagen, er sei Demokrat gewesen. Wohl scheint es mir aber legitim zu behaupten, angesichts seiner Betonung der Geschwisterlichkeit aller Kinder Gottes ist ein demokratisches System seinem Denken näher als jede Form von Monarchie oder Diktatur. Oder um es mit dem bekannten Pauluswort zu sagen:

Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.
Galaterbrief 3,28



„DIE GEFAHR, DIE VON DER PARTEI UND ihren Anhängern für unsere freiheitliche Demokratie ausgeht, wird so überdeutlich und zeigt nur noch mehr, dass die Demokraten in unserem Land gegen sie zusammenstehen müssen.“ 75 Jahre nach dem Holocaust wird Charlotte Knobloch, die ehemalige Präsidentin des Zentralrates der Juden, bedroht und beleidigt, weil sie in einer Gedenkfeier für die Opfer des NS-Regimes im bayrischen Landtag 2018 den Mut hat, die AfD herauszustellen als Partei, die „auf Hass und Ausgrenzung“ gründet. Knoblochs Verdienst liegt nicht darin, etwas Offenkundiges zu äußern, sondern dass sie es tut, obwohl die Rechtspopulisten erfolgreich sind und ihre menschenverachtende Polemik von einer großen Bevölkerungsgruppe durch demokratische Wahlen legitimiert wird. Zu Recht nennt sie nicht nur die Parteifunktionäre, sondern ausdrücklich auch die „Anhänger“ jener Partei, die im Bundestag und mittlerweile in allen 16 Landtagen vertreten ist. Es gilt als demokratischer Konsens, „keine Wählerschelte“ zu betreiben.

Die Kritik an den Ergebnissen „allgemeiner, unmittelbarer, freier, gleicher und geheimer Wahlen“ (GG Art 38) rührt an den Grundfesten der demokratischen Idee. Der israelische Historiker Yuval Harari stellt in seinem Bestseller „Homo Deus“ heraus: „Doch die Biowissenschaften verweisen darauf, dass ich mich im Wahllokal nicht wirklich an das erinnere, was ich in den Jahren seit der letzten Wahl gefühlt und gedacht habe. Zudem werde ich von einer ganzen Salve an Wahlkampfwerbung, Meinungsma- che und zufälligen Erinnerungen bombardiert.“

Allan Frances, ein US-amerikanischer Psychiater, analysiert in seinem Buch „Amerika auf der Couch“: „Indem wir Trump für verrückt erklären, können wir vermeiden, uns dem Wahnsinn in unserer Gesellschaft zu stellen – wenn wir geistig gesund werden wollen, müssen wir uns zunächst selbst erkennen. Einfach ausgedrückt: Nicht Trump ist verrückt, sondern unsere Gesellschaft.“ In Bezug auf Trump lässt sich feststellen, dass er keineswegs sein Wahlvolk betrogen hat. Selbst unerbittliche Gegner müssen zugeben, dass er im Wahlkampf genau das vertreten hat, was er heute als US-Präsident auch tatsächlich umsetzt.

In Deutschland sind selbst AfD-Funktionäre überrascht, wie offen sie ihr rassistisches Gesicht zeigen können, ohne dass dies Wählerstimmen kostet. Vorsichtig wird zunächst getestet, wie die Grenze des Anstandes ständig weiter verschoben werden kann. Nach dem „Gipfeltreffen europäischer Rechtspopulisten“ in Kassel im Januar 2017, wo Frauke Petry (damals noch AfD), Marine Le Pen (Frankreich), Geert Wilders (Niederlande) und Matteo Salvini (Italien) den Schulterschluss vollziehen, glaubt die

AfD noch, bürgerliche Sympathisanten schonen zu müssen. Im französischen Präsidentschaftswahlkampf desselben Jahres erscheint es inopportun, vorbehaltlos die französische Rechtsextremistin Le Pen zu unterstützen; ausgerechnet AfD-Frontmann Alexander Gauland bekundet öffentlich „auch Sympathien“ für den Präsidentschaftskandidaten der Konservativen, François Fillon. Als Björn Höcke 2017 das Berliner Holocaust-Mahnmal als „Denkmal der Schande“ verunglimpft, prüft die Partei damals nominell, ob ein nazistischer Tabubruch vorliegt.

Mittlerweile sind solche Vorsichtsmaßnahmen obsolet: Die AfD kooperiert zur Europawahl offen mit den genannten rechtspopulistischen Parteien, ohne Einbußen befürchten zu müssen. Gauland selbst übertrumpft Höckes NS-Verharmlosungen: „Hitler und die Nazis sind nur ein Vogelschiss in über 1000 Jahren erfolgreicher deutscher Geschichte“. Trotz (oder gerade wegen) dieser unverhohlenen Geschichtsrelativierungen holt die AfD 11 Prozent bei der Europawahl.



Dr. Christian Flügel ist Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie und Diakon im Ehrenamt in der Gemeinde Düsseldorf

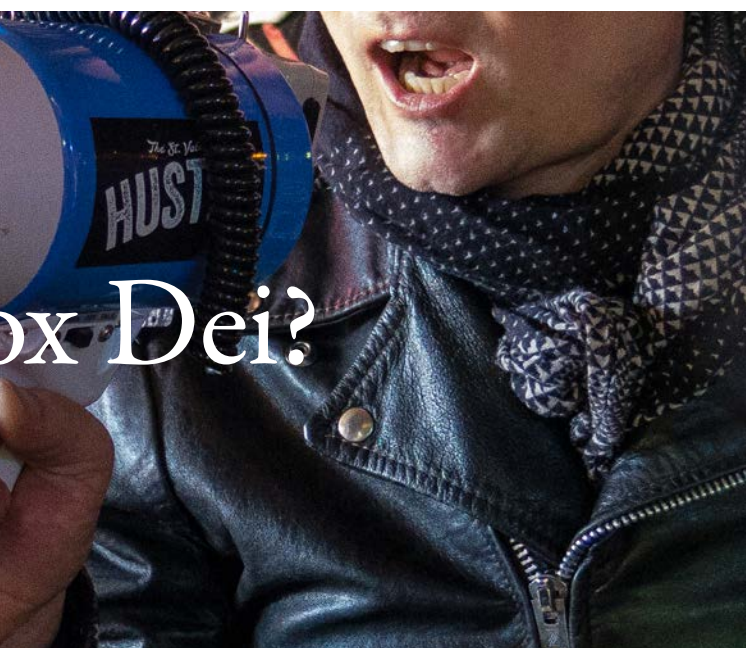


Frances sieht mehrere Gründe für den Erfolg rechtspopulistischer Propaganda. Das politische Ringen um Sachfragen wird von einer konsumorientierten Gesellschaft als langweilig und unspektakulär erlebt. „Trump bekämpft die Medien nicht nur, er beutet sie clever aus. ... Er ist ein unterhaltsamer und pervers fesselnder Darsteller. Doch für diejenigen, die ihn mögen, haben Trumps tägliche Posen und groteske Hirngespinnste wieder Spaß in die Politik gebracht.“ Auch in Deutschland wächst nach der Entpolarisierung durch die Große Koalition eine Sehnsucht nach „Aufmischen“. Die Verrohung der Debattensprache durch den AfD-Stil führt einerseits zur Belebung des Politbetriebes, andererseits werden die Opfer staatlicher Gewalt (sowohl Holocaustopfer und ihre Angehörigen als auch Menschen, die vor Staatsterror nach Deutschland geflohen sind) rücksichtslos verängstigt und erneut traumatisiert.

Diese „Spaltung“ funktioniert: AfD-Wähler fühlen sich selbst als Opfer, die im eigenen Land schikaniert und kriminalisiert würden. „Demagogen mögen unaufrichtig

sein, doch die Probleme, die sie ausnutzen, sind nur allzu real und alltäglich. Volksnahe Bewegungen entstehen aus einem Gefühl geteilten Leides unter ganz normalen Leuten gegen die Regierung“, sagt Frances. In einer gespaltenen Gesellschaft büßen demokratische Wahlen ihre Legitimation ein. Gauland akzeptiert den Sieg Angela Merkels bei der Bundestagswahl keineswegs, sondern er ruft auf zur „Jagd“ auf sie. Die Europawahl zeigt die Spaltung Deutschlands in den Westen mit starkem Stimmenanteil für die GRÜNEN und die AfD-Hochburgen im Osten. Prompt erklärt Gauland die GRÜNEN zum „Hauptfeind“.

Harari erklärt: „Menschen fühlen sich durch demokratische Wahlen nur dann gebunden, wenn sie mit den meisten anderen Wählern eine grundlegende Beziehung verbindet. Ist mir die Erfahrung anderer Wähler fremd und glaube ich, dass sie meine Gefühle nicht verstehen und ihnen meine vitalen Interessen egal sind, dann habe ich, selbst wenn ich um das Hundertfache überstimmt werde, absolut keinen Grund, die Entscheidung zu akzeptieren.“



Rechte Verschwörungstheoretiker sehen ein volksfeindliches Komplott aus „Alt-Parteien“, Wissenschaftlerinnen, demokratischer Presse und Kirchen am Werk. Selbstkritisch können wir Alt-Katholikinnen fragen, ob nicht unser Harmoniebedürfnis und das Image als „tolerante Kirche“ beitragen, dem Rechtspopulismus Raum inmitten der Gesellschaft zu überlassen. Schon zu Beginn des Jahrtausends betont der emeritierte christkatholische Bischof Hans Gerny in Prag: „Ich bin überzeugt, dass unsere überbordende Nachsicht und Geduld uns frieren macht. Wo jeder jeden gewähren lässt, wo es keine Tabus und Grenzen mehr gibt – da kann es auch keine Wärme und Geborgenheit geben.“

Unsere Kirchenzeitung will zur Aufklärung über theologische und gesellschaftliche Fragen beitragen, gelegentlich provozieren und zur Streitkultur anregen. Die rechtspopulistische Haltung zur Pressefreiheit ist doppelzünftig: Medien werden durch skandalträchtige

Inszenierungen für die eigene PR genutzt, zugleich wird die freie Presse als „Volksfeind“ diffamiert und bekämpft. Die Gleichschaltung der öffentlichen Medien in Ungarn macht Viktor Orban zur Gallionsfigur der Rechten. „Das Problem ist, dass viele Wähler ihre Nachrichten nicht mehr aus den Zeitungen beziehen, sondern stattdessen stark von Tweets, Radiotiraden, Verschwörungs-Webseiten und den sozialen Medien beeinflusst werden, die niemand vorher einem Faktencheck unterzieht“, kommentiert Frances.

Der Optimismus, dass durch Bildung und Informationen „reifere“ BürgerInnen einer Demokratie heranwachsen, wird durch das Erstarken des Rechtspopulismus widerlegt. Im sogenannten Ibiza-Video reißen sich die österreichischen Rechtspopulisten der FPÖ unfreiwillig die „demokratische Maske“ herunter. Ungehemmt bekennt sich der Ex-Vizekanzler Hans-Christian Strache zu kriminellen Methoden der Parteifinanzierung. Unverblümt skizziert er im heimlich gefilmten Gespräch Pläne zur Bekämpfung des freien Journalismus. Jede Wählerin weiß unmissverständlich um die antidemokratische Ausrichtung dieser Partei; bei der Europawahl eine Woche nach Veröffentlichung des Videos erringt die FPÖ quasi unbehelligt über 17 Prozent der Stimmen. Harari erklärt das Festhalten an Scharlatanen wie folgt: „Paradoxerweise ist es so: Je mehr Opfer wir für eine erfundene Geschichte bringen, desto stärker wird die Geschichte, weil wir diesen Opfern und dem Leid, das wir verursacht haben, um jeden Preis einen Sinn geben wollen.“

Klammern nicht auch wir Alt-Katholikinnen uns im Sinne Gernys an das idealisierte Selbstbild, wonach Toleranz und Liberalität quasi von selbst eine menschenfreundliche Gesellschaft bewirken? Im Schulbekenntnis über die NS-Vergangenheit unseres Bistums von Bad Herrenalb aus dem Jahr 2000 heißt es: „Aus Angst oder auch blinder Begeisterung, oft genug wider besseren Wissens, wurde Unrecht nicht Unrecht, Terror nicht Terror und Mord nicht Mord genannt.“ Dies fordert uns heraus, heute Wahrheiten unmissverständlich auszusprechen. Hier können wir viel von Charlotte Knobloch lernen. ■





Demokratie ist, wenn man trotzdem lacht

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

WIR IN DEUTSCHLAND haben eine Demokratie. Gelobt sei's und gepriesen. Oder doch nicht? Ein gewisser Winston Churchill meinte seinerzeit: „Das beste Argument gegen die Demokratie ist ein fünfminütiges Gespräch mit einem durchschnittlichen Wähler.“

Das ist natürlich all jenen WählerInnen aus der Seele gesprochen, deren Devise ist: Demokratie ist, wenn alle machen, was ich will. Ich weiß am besten, was du brauchst/wir alle brauchen. Ich mein's ja nur gut! – Sätze, die wir aus vielen Familienkonstellationen zur Genüge kennen. Dem hielt der schottische Philosoph Thomas Carlyle entgegen: „Ich glaube nicht an die kollektive Weisheit individueller Ignoranz“.

Was ist also mit der Demokratie – damit, dass „das Volk regiert“? Es kommt ganz auf die Mehrheit an, möchte man meinen. Aber hat die Mehrheit immer recht? Die demokratisch gewählte Herrschaft der Nationalsozialisten hat es gezeigt. Aus ihr wurde ganz schnell eine Diktatur. Und insofern ist eine Demokratie auch immer in Gefahr, sich selbst abzuschaffen, wenn die Mehrheiten plötzlich kippen.

Wie es besser geht, hat noch keiner vorgemacht. Dass wir überhaupt

die Möglichkeit haben zu wählen (auch wenn immer weniger sie nutzen); dass wir unsere Meinung frei äußern dürfen (auch wenn niemand zuhört); dass wir auf der Straße demonstrieren dürfen (auch wenn es keinen interessiert) – das alles sind Bestandteile einer Volksherrschaft. Doch wird nicht allmählich auch die Demokratie in Deutschland ziemlich ausgehöhlt?

Wähler und Wählerinnen geben mehrheitlich Partei A ihre Stimme. Dann kommt nach der Wahl Partei B, tut sich mit Partei C zusammen und übertrumpft Partei A (selbst wenn sie noch mit Partei D koalieren sollte), und die A-Wähler fühlen sich verimert. Demokratie ist, wenn man trotzdem lacht.

Es gibt viele Gründe, die gegen eine Demokratie sprechen. 22 davon zitiert die Schweizer Internetseite watson.ch („22 böse Zitate über die Nachteile der Demokratie“). Diese Bemerkungen großer Denker sind nicht von der Hand zu weisen. Und muten teilweise hellsichtig an, wie z. B.:

„Wenn die Demokratie sich fortlaufend perfektioniert, widerspiegelt die Präsidentschaft immer exakter die innere Seele des Volkes. Eines großen und glorreichen Tages wird sich der Herzenswunsch der einfachen Leute erfüllen und das Weiße Haus mit einem wahren Idioten

verziert sein.“ O-Ton Henry Mencken, ein amerikanischer Satiriker, ebenfalls auf der Internetseite watson.ch wiedergegeben.

Dazu kommt natürlich noch die unliebsame Eigenart mancher Staatsmänner, den Begriff der Demokratie zu verwässern: So soll Russland eine „lupenreine Demokratie“ sein, wie Altkanzler Gerhard Schröder als Putinkumpel glauben machen will. Oder wenn wir an die „Deutsche Demokratische Republik“ DDR denken, wo Kritiker wie in Russland und China auf Nimmerwiedersehen von der Bildfläche verschwanden bzw. noch verschwinden.

„Demokratie ist die schlechteste aller Staatsformen, abgesehen von allen anderen.“ Er war schon ein kleiner Scherzkeks, der britische Staatsmann Winston Churchill. Aber wo er Recht hat, hat er Recht.

Was uns aber vielleicht zuvörderst zu denken geben sollte, fasste der britische Wissenschaftler Christopher Dawson zusammen: „Der große Irrtum der modernen Demokratie – ein Irrtum sowohl der Kapitalisten als auch der Sozialisten – ist, dass sie ökonomischen Reichtum als Zweck der Gesellschaft und Standard persönlichen Glücks akzeptiert.“

Es geht also um nichts weniger als eine Bestandsaufnahme unseres Willens und Wollens. Unseres, des Volkes. ■



Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover

Foto: Marco Verch, „Donald der Langsame Walzer Trump beim Rosenmontagszug - Kölner Karneval 2018“, Flickr



Mitbestimmung monastisch

Alte katholische Traditionen in der römischen Kirche

VON HERMANN JOSEF ROTH

MIT DEM HAUPTTHEMA DIESES HEFTES – Demokratie – wird, zumindest aus römischer Sicht, ein besonders brisanter Punkt angesprochen. Er berührt mehr als andere Unterscheidungsmerkmale das Selbstverständnis beider Konfessionen. Diese Bewertung sei zunächst kurz begründet.

Römisch- und alt-katholisch

In römisch-katholischer Alltags-Wahrnehmung sind Alt-Katholiken jene, die vor allem die „Unfehlbarkeit“ des Papstes bezweifeln. Längst taugt diese Feststellung kaum noch als konfessionelles Unterscheidungskriterium. Nachdem dieser Anspruch wiederholt von Theologen und Kirchenhistorikern (z. B. Hans Küng, A. B. Hasler) kritisch hinterfragt worden ist, mahnte die Jesuitenzeitschrift „Stimmen der Zeit“ im Vorjahr offen eine „Revision der päpstlichen Unfehlbarkeit“ an.

Andere Merkmale, die einst unverwechselbar die römische Kirche kennzeichneten, sind von ihr selber aufgegeben worden. Die landessprachliche Liturgie ist längst selbstverständliche Praxis, obwohl ihre Einführung einst in vielen Pfarreien gegen emotionale Widerstände durchgesetzt werden musste.

Während hier oder bei der „Handkommunion“, der Berufung von Laien zu „Kommunionshelfern“ oder der Zelebration zur Gemeinde hin nur alt-katholischer Standard eingeholt worden ist, hat die Frauenordination, von

der römische Katholiken wegen päpstlicher Festlegung nur träumen können, ein ganz anderes Gewicht.

Dennoch muss auch hier, ebenso wie das seinerzeit beim Unfehlbarkeitsdogma geschah, die geschichtliche Entwicklung wissenschaftlich gründlich analysiert werden. Schon jetzt scheint sich hier eine Diskrepanz zwischen Dogma und Historie aufzutun. Dabei denke ich nicht nur an die Forschungsergebnisse von Prof. Hubert Wolf, sondern auch an eigene Erkenntnisse aus dem Studium von Geschichte und Kultur des Klosterwesens.

Das wirklich unterscheidende Kriterium der Römisch-Katholischen Kirche nicht nur zur alt-katholischen, sondern auch zur Orthodoxie und zu den Kirchen der Reformation ist vielmehr die synodale Verfassung. In diesem Punkte allerdings sind Alt-Katholiken historisch verstanden zur „alten“ Ordnung zurückgekehrt. Während die absolut-monarchische Leitungsform, vereinfacht gesagt, vom antiken Imperium Romanum hergeleitet ist, wurzelt die synodale sowohl in der Hl. Schrift (vgl. Gal 2,1-10) als auch in Lehre und Praxis der frühen Kirche.

Nun wird leicht übersehen oder gern vergessen, dass diese synodale Verfassung auch in der römischen Kirche nie völlig außer Kraft gesetzt worden ist. Im Mönchtum benediktinischer Prägung wird sie satzungsgemäß bis heute gelebt und sogar kirchenrechtlich anerkannt. Ganz im Gegensatz zur lange geübten römischen Praxis verleihten Regel und Statuten auch Nichtklerikern, sofern sie

Dr. Hermann Josef Roth ist römisch-katholischer Theologe und Mitglied des Kuratoriums Namen-Jesu-Kirche Bonn



feierliche Gelübde abgelegt haben, Sitz und Stimme. Nachdem infolge von Vaticanum II das Laienbrüderinstitut der monastischen Gemeinschaften abgeschafft worden ist, das in den Klöstern gleichsam einen Parallelkonvent bildete, sind auch Konversen, die bisherigen „Mönche zweiter Klasse“, gleichberechtigt. Damit ist nicht etwa eine Neuerung eingeführt worden, sondern eine spätere Entwicklung widerrufen worden.

Es muss nämlich betont werden, dass die Benediktinsregel eine solche Einrichtung (Laienbrüder, Konversen) gar nicht kennt. Die Aufwertung des Laienelementes ist andererseits in der römischen Kirche recht spät in Gang gekommen. Explizit hat in Deutschland die Würzburger Synode

vielfältige und hierarchisch gegliederte Gesellschaft. Um die klerikalen Professmönche als deren Kern gruppierten sich nacheinander „Laienbrüder (Konversen), Oblaten, Gäste (*Hospites*), Beisassen, Knechte (und Mägde), „Sozialempfänger“ (Bettler u. ä.). Sie alle bildeten die klösterliche Familie mit dem Abt an der Spitze. Wissenschaftlich sind diese Verhältnisse vor allem am Beispiel von Kloster Eberbach erschöpfend dargestellt worden.

Das Modelle erinnert an die Großfamilie des antiken Rom, deren Haupt der *Pater Familias* bildete. Mit seiner Ehefrau, den Kindern und Verwandten stellte er die durch Bande des Blutes unlösbar verbundene Familie dar, um die sich die Hausgemeinschaft scharte, deren Mitglied in unterschiedlichen Rechtsverhältnissen zum Hause standen.

Wie hier die Angehörigen des Familienvaters, so ist im benediktinischen Kloster der Konvent Rechts- und Entscheidungsträger. Allerdings ist jeder Mönch, der sich unwiderruflich an die Gemeinschaft gebunden hat, gleichberechtigt. Zwar schuldet er dem Abt gegenüber Gehorsam, der aber umgekehrt seinen „Söhnen“ Rechenschaft.

Diese monastische Praxis ging sehr weit und stand objektiv sogar im Gegensatz zu den Gepflogenheiten der außerklösterlichen Kirchen. Die dem Hl. Benedikt zugeschriebene Klosterregel kommt gleich zur Sache. Der Abt – nach geltendem Kirchenrecht infulrierter Prälat – muss in wichtigen Angelegenheiten „den Rat der Brüder anhören“, wobei zur Beratung „alle gerufen werden“ sollen (Cap. 3). Priester haben keinen Vorrang (Cap. 60). Selbst wenn ein

Fremder „eine verständige Kritik äußert und auf etwas aufmerksam macht, soll der Abt klug überlegen, ob ihn der Herr nicht gerade deswegen geschickt hat“ (Cap. 61,4).

Innerhalb der Proportionen einer Weltkirche handelt es sich dabei heute um ein Nischendasein, das allerdings seit dem 6. Jahrhundert funktioniert. Die hier verwirklichte Kollegialität reicht tiefer als die Betriebsamkeit der kaum noch überschaubaren und durchschaubaren Ausschüsse, Beiräte, Direktorien, Kommissionen, Räte und Vorstände moderner Pfarreien und Diözesen. *σύνδοδος* (*synodos*) bedeutet Zusammenkunft. Im gegebenen Zusammenhang kann nach meinem Empfinden nicht eine Expertenrunde gemeint sein, auch nicht ein Aufzug von Würdenträgern, sondern das Zusammenfinden der Gemeinde zum Gespräch. Dabei scharft sie sich um den Bischof (bzw. Abt) als Orientierungspunkt, denn „wo der Bischof, da die Kirche“ (Ignatius v. Antiochien).

Rolle der Frau

Hier nun trennen sich die Wege. Die klösterliche Gemeinschaft im engeren Sinne wird gebildet von Christen mit dem Charisma der Ehelosigkeit (Mt 19,12) und



(1971-1975) entsprechende Forderungen gestellt, die dann auch erfolgreich Beratungsgegenstand im Vaticanum II (1962-1966) geworden sind. Die Neuorientierung wird mit theologischen (sakramentale Bedeutung der Taufe!) wie gesellschaftspolitischen Argumenten begründet.

Mitsprache für alle

In seinem Ursprung ist das Benediktinertum Laienmönchtum. Nur langsam erfolgte seine Klerikalisierung, bis es schließlich durch die priesterliche Würde überhöht wurde. Im Kloster Benedikts waren Priestertermönche die Ausnahme. Einen Ehrenplatz im Konvent erlangten sie bestenfalls durch entsprechende Lebensführung, nicht aber aufgrund ihres Weihestatus, wie man in der Regelschrift nachlesen kann.

Gerade ein Klerikerkonvent kam und kommt nicht ohne Unterstützung von Laien aus. Das Mönchskloster stellte im Grunde immer und überall ein „System konzentrischer Kreise“ dar. Dabei handelt es sich keineswegs um ein gedankliches Konstrukt, sondern um die Beschreibung einer historischen Realität. Das mittelalterliche Kloster bildete keinen homogenen Konvent, sondern eine

einem Familienleben anderer Art. Wird vom Bischof erwartet, dass er ein guter Familienvater ist (Titusbrief 1,5-9), so gilt dies im übertragenen Sinne auch von Abt oder Äbtissin.

In diesem Zusammenhang sei kurz auch die Rolle der Frau angesprochen. Benedikt und Scholastika stehen gemeinsam für ein Anliegen. Die Nonnenklöster standen und stehen im alten Mönchtum gleichberechtigt neben denen der Männer. Der Ausdruck Benediktinerinnen bezeichnet also keinen eigenen „Orden“, sondern Frauen, die nach der Regel des Hl. Benedikt leben. Innerhalb ihrer Klöster gelten dieselben Normen wie für die der Männer. Auch wenn die Konvente gemäß römischer Doktrin auf männlich-priesterlichen Beistand angewiesen sind, so ist der Hausgeistliche (Spiritual, *Confessarius*) der Äbtissin untergeordnet. Über seine liturgischen Dienste hinaus hat er keinerlei Befugnisse oder Mitsprachrechte im Haus.

Auch auf höherer Ebene ist in der monastischen Welt der Prozess der – vereinfacht ausgedrückt – „Demokratisierung“ längst weiter gediehen und konsequenter umgesetzt worden als auf Diözesan- und Weltebene. Bisher waren Frauenklöster, die in eine Ordensgemeinschaft integriert waren, unbeschadet ihrer inneren Autonomie in Fragen des allgemeinen Ordens- und Kirchenrechts an die Entscheidungen des jeweiligen Generalkapitels gebunden, das ausschließlich von Äbten oder delegierten Mönchen besetzt war.

Inzwischen hat sich auch das geändert. Beispielsweise nehmen bei den Zisterziensern seit dem Jahr 2000 die Äbtissinnen gleichberechtigt an den Generalkapiteln teil. Bei Besuchen in Männerabteien ist es üblich geworden, dass ihnen bei den Stundengebeten im Chorgestühl ein Platz angeboten wird, der ihrer Würde entspricht. Das Professalter bestimmt hier die Reihenfolge, nicht klerikaler Rang oder Geschlecht.

Hubert Wolf hat „unterdrückte Traditionen der Kirchengeschichte“ (2015) aufgedeckt und gezeigt, welche rechtliche und liturgische Rolle Klosterfrauen einst erlangten. Seine Beispiele ließen sich bis in den sakramentalen Bereich erweitern. Vielleicht kann davon später einmal die Rede sein, könnte doch auch diese alte katholische Überlieferung – aus meiner Sicht wenigstens – ein Identifikationspunkt für unsere Konfessionen sein. ■



Auszeit

VON JUTTA RESPONDEK

anhalten
innehalten im fraglosen
Funktionieren
den ewiggleichen Trott unterbrechen
aussteigen aus der täglichen Routine
abschalten vom Dauerstress
Bildschirm und Telefon
hinter mir lassen
die müden Augen und Ohren

schließen
zur Ruhe kommen
die geschenkte Zeit wahrnehmen
Gedanken kommen und gehen lassen
vergessene Fragen zulassen
der Sehnsucht nachspüren
Träume zum Leben erwecken
das Herz öffnen
Gottes Liebe atmen
den Himmel erahnen
rings um mich her

→ *Aus: Atempause JR 2016*



Gedanken zur Demokratie...

...oder nur eine Geschichte einer Reise?

VON KERSTIN TEICHERT-MÖLLER



Kerstin Teichert-Möller ist Mitglied der Gemeinde Hamburg

ALS ICH DAS THEMA „DEMOKRATIE“ gelesen habe, dachte ich an den Spruch: „Das muss Demokratie abkönnen!“ Kennen Sie den Spruch? Mein persönliches Mantra, wenn ich z. B. Zahlen zu Protestwahlen lese, Demos von extremer Couleur und Ähnlichem.

Aber eigentlich wollte ich von meinem Heimaturlaub über Christi Himmelfahrt in Bayern erzählen (Bayern ist die ursprüngliche Heimat, Schleswig-Holstein die Wahlheimat). Urlaub ist ja was Schönes und passt zur Jahreszeit. Fahren Sie noch in den Urlaub oder waren Sie schon? Ach, vielleicht sind Sie eher der Wintertyp oder bevorzugen Balkonien. Aber zurück zu meinem Kurzurlaub mit meiner Familie und vielleicht auch passend zu dem Thema „Demokratie“. Aber urteilen Sie selbst.

Anlass der Reise war die Erstkommunion meines Neffen, eine klassische römisch-katholische. Ich war gespannt auf die Predigt, insbesondere weil das Evangelium von der Einladung zur königlichen Hochzeit (Matthäus 22,1-4) handelte. Wie wird der Pfarrer nun den Bogen von diesem Evangelium zur Erstkommunion schlagen? Nein – er predigte ohne einen Zusammenhang zum Evangelium und dies sehr konservativ. Darüber, wie heilig die Hostie ist, wie sie gehalten wird

und dass auch ja kein Krümel verloren gehen darf.

Meine Gedanken gingen danach über die Liberalität unserer Kirche und zu anderen Kirchen und Religionen. Insbesondere, weil unser mittlerer Sohn (8 Jahre) gerade Weltreligionen in der Schule hatte und wir im Urlaub nochmals darüber gesprochen haben. Hinduismus und Buddhismus sind kulturell etwas fern, aber Christum, Islam und Judentum haben gemeinsame Wurzeln, und doch sind sie gegenseitig häufig voller Intoleranz. Viele Menschen der unterschiedlichen Glaubensrichtungen nähern sich derzeit an und feiern gemeinsam. Aber Machtbesessene nutzen theologische Ideologien und legen sie so aus, dass Nächstenliebe und Toleranz gegenüber Anderen keinen Platz haben. Letztere, die Toleranz, ist essenziell für Demokratie.

Aber springen wir weiter in meiner Reise. Wir waren einquartiert in der Jugendherberge Burg Trausnitz, nicht die in Landshut, sondern in dem Ort Trausnitz. Eine geschichtsträchtige Burg! Nach einem Erbfolgekrieg zwischen Habsburg und Wittelsbach um die Königskrone sperrte Ludwig der Bayer seinen Vetter Friedrich den Schönen für drei Jahre in den Burgturm. (In diesem Turm, nicht in, sondern unter dem Verlies, nächstigten wir). 1325 versöhnten sich die

Adelshäuser. In der aus diesem Anlass gebauten Versöhnungskapelle unweit der Burg wurde diese Versöhnung besiegelt. Danach wurde gemeinsam regiert. (Ludwig bekam dann noch irgendwann die Kaiserkrone, aber das ist eine andere Geschichte.) Versöhnung und gemeinsam regieren! Toll! Das ist doch im weiteren Sinne ein herrliches Bild für die Anfänge unseres Europas: gemeinsam entscheiden und Friede nach Streit und Uneinigkeit.

Aber hier endet die Reise noch nicht. Trausnitz liegt relativ nah an der tschechischen Grenze, und noch vor 30 Jahren war im Oberpfälzer Wald der Eiserner Vorhang sehr präsent und stark spürbar. Unsere Freunde vor Ort haben uns eine Wanderung zum Böhmerwaldturm empfohlen. Es war ein traumhaftes Wetter: weiter Blick über tschechische Berge bis hin zum Berg Großer Arber. Vor 30 Jahren musste man dort gut aufpassen, dass man nicht Grenzverletzer wurde. Heute kann man einfach mal rüberspazieren zu unseren europäischen Nachbarn.

Auf dem weiteren Weg zur Grenze gelangt man zu dem verlassenen Dorf Bügellohe. Trostlos stehen noch Häuserreste eines Dorfes, das hier nach dem 2. Weltkrieg errichtet wurde. Ein Haus mit Erinnerungstafeln erinnert an die Zeiten, die unsere (Ur-) Großeltern geprägt haben. Bügellohe wurde von ursprünglich 11 aus Tschechien vertriebenen Familien aufgebaut. Diese Familien errichteten Bügellohe zunächst nur als Zwischenstation. Ihr Traum war die baldige Rückkehr in die alten Heimatdörfer, kurz hinter der Grenze. Von Bügellohe aus haben sie sogar noch anfangs ihr Vieh versorgt, das in den Dörfern auf der tschechischen Seite zurückgeblieben war. Irgendwann wurden aber die Grenzen geschlossen. Die Schreie der leidenden Tiere hörten die Bügelloher, konnten aber nicht helfen, und irgendwann verstummten die Schreie.

Karg und anstrengend war das Leben in Bügellohe. Kein fließendes Wasser. Keine richtige Straße. Petitionen zum Ausbau der Infrastruktur bis nach Bügellohe blieben nur Worte auf Papier. Letztendlich gaben die Bewohner Bügellohe auf und das

Dorf starb. Wer noch Geschichten der Kriegszeit aus persönlichen Erzählungen kennt, kann wahrscheinlich noch traurigere und schrecklichere Geschichten erzählen. Aber wir vergessen, und meine Kinder werden manche Geschichten meiner Großeltern nicht mehr hören. Die jungen Generationen vergessen oder scheinen

nie zu erfahren, welche besonderen Güter Freiheit und Friede sind.

Und was ist die Basis für Frieden und Freiheit? Werte unserer Demokratie: Toleranz gegenüber Unterschieden. Jede und jeder darf frei sein, Meinungen zu äußern. Freie Meinungsäußerung ist wichtig, um gemeinsame Entscheidungen treffen

zu können. Das muss Demokratie abkönnen.

Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern eine schöne Sommerzeit. Und wenn Sie demnächst noch in den Urlaub fahren und dabei „Grenzen überschreiten“ – vielleicht denken sie ja an die Grenzen, die es vor 30 Jahren gab, denken an Europa und denken an Demokratie und ihre Werte. ■

Beredsamkeit ist eine Zier

oder: Von der selbst verschuldeten Einsamkeit frei nach Kant

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

„DIE TRAUERIGE REALITÄT DES MODERNEN Lebens“ (Zitat Theresa May, damals noch britische Premierministerin) hat nun auch in Deutschland zugeschlagen. Der SPD-Gesundheitsexperte Karl Lauterbach schlägt zurück: Er will ein Regierungsministerium für Einsamkeit einrichten. Großbritannien hat es Anfang 2018 vorgemacht (*Spiegel online* vom 17.1.2018).

Die Briten sind ja seitdem auch deutlich aufgeschlossener geworden. So profitiert May doch außerordentlich vom gesteigerten Anti-Einsamkeits-Redebedarf, oder sollte das Brexit-Theater etwa nicht das Werk des dortigen Einsamkeits-Ministeriums sein? Seitdem ist man ja wieder richtig ins Gespräch – um nicht zu sagen ins Gerede – gekommen.

Karl Lauterbach jedenfalls will Großbritannien in nichts nachstehen und einen eigenen Ministeriumsposten schaffen für Menschen, die unter Depressionen, Angststörungen, Phobien, Demenz und allerlei ähnlichen einsam machenden Gebrechen leiden. Etwa 200.000 Menschen hätten nur einmal pro Monat ein Gespräch mit Freunden und Verwandten, das führe zu Erkrankung und Demenz.

In Britannien will May „vor allem Senioren und deren pflegenden Angehörigen sowie solchen Menschen helfen, die um den Verlust eines ihnen nahestehenden Menschen trauern“ (*Spiegel online*). Es gehe „um Menschen, die niemanden haben, mit dem sie reden oder ihre Gedanken und Erfahrungen teilen können“, so die Regierungschefin.

Moment mal, sind denn unsere Kliniken und Altenheime nicht der Hort der Geselligkeit? Das ist doch der Grund, weshalb man da hingehet oder unsere lieben Alten dort einpfertcht. Neben angereichertem Mittagessen, Vorlesen, Gymnastieren und Windelwickeln warten die dort verwahrten wie Mumien verpackten Leute reglos im Sessel oder Bett auf Dialog mit der Pflegeschwester, die im Sauseschritt vorbeidüst, um ihre eingesparten Kolleginnen noch aufzufangen.

Und warum sind die Leute an ihrem Arbeitsplatz, in ihrer Ehe und Familie nicht glücklich wie im Bilderbuch



Deutschland, sondern einsam? Wo es doch so viele Beziehungsratgeber gibt. Gut, dass Lauterbach es einsieht und uns einen weiteren Buchratgeber ersparen will, stattdessen einen Work-Life-Balance-Einsamkeitsberater finanzieren will, der's richten soll.

Rapide leeren sich dann Therapieräume, Arztpraxen, Beichtstühle und Apotheken (wo zu Ladenschluss regelmäßig die Rentnerin angewackelt kommt, um für ein Paket Taschentücher noch ein 15-minütiges Überstundengespräch in aller Ruhe zu erzwingen).

Also bitte, woran liegt das wohl? „Schaffe, schaffe, Häusle baue“ ist allüberall die schwäbische Devise der sozialen Marktwirtschaft. Keine Zeit zum Schwätzen. Zack zack, der Motor der Industrienation will geschmiert werden. Sand im Getriebe sind da jene, die alle naslang Raucher- und Kaffeepause zur Vermeidung eines Herzkasperls einfordern, während die Crew ums tägliche Überleben kämpft. Jaja, die traurige Realität des modernen Lebens!

Woraufhin die Entlassenen und Abgeschobenen dann künftig beim Einsamkeitsminister in der Hotline sitzen und ihm/ihr die Ohren vollquaken. Wer mit einem Einsamkeitsministerium garantiert nicht einsam wird, ist der Gewinner dieses Postens. Der kann ja dann bei der Telefonseelsorge sein Leid klagen. ■



Panorama

Son

VON JUTTA RESPONDEK

immerlinde

der Erde verwurzelt
die trägt und erhält
eingebunden
im Kreislauf der Welt
genährt und erhalten
von Sonne und Regen
wachsend und strebend
dem Himmel entgegen
wie alles Leben und alles Werden
wie alles Kommen und Gehen auf Erden



Nürnberg

Besuch aus Westengland

Die NÜRNBERGER GEMEINDE HAT SICH gründlich auf den Besuch ihrer anglikanischen Partnergemeinde vorbereitet. Das verlängerte Wochenende mit den Freunden aus *All Saints* in Hereford vertiefte die seit sechs Jahren bestehenden Beziehungen mit intensiven Gesprächen über aktuelle Herausforderungen und Schwierigkeiten in beiden Gemeinden. Pfarrerin **Ruth Hulse** konzelebrierte im Sonntagsgottesdienst mit Simultan-Übersetzung der anglikanischen Predigt. Ein buntes Programm aus Besichtigung und Begegnung vertiefte die Gemeinde-Partnerschaft. ■



Coburg

Hereford und Nürnberg zu Gast

Die NÜRNBERGER GEMEINDE MACHTE MIT ihren anglikanischen Gästen einen Gemeindeflug nach Coburg. Nach einer englischen Stadtführung besuchten sie die St.-Nikolaus-Kapelle, wo **Christl Grünberg**, simultan übersetzt von **Angela Heilemann**, durch die bewegte Kapellengeschichte führte. Der Coburger Diakon **Wolfgang Graf** hielt zweisprachig das Abendgebet, ehe sich die Ausflügler zur Rückfahrt nach Nürnberg aufmachten. ■



Mitarbeitende aus vielen Gemeinden des Bistums informieren über die Alt-Katholische Kirche

Engagierte Team-Arbeit beim Kirchentag in Dortmund

VON PFR. WALTER JUNGBAUER

Der diesjährige Kirchentag in Dortmund stand unter dem Motto „Was für ein Vertrauen“ (2 Könige 18,19). Und Vertrauen konnte das alt-katholische Bistum wieder auf das Engagement vieler Mitarbeitender aus etlichen Gemeinden des deutschen Bistums von Stuttgart bis Hamburg und von Bonn bis Berlin. Zwanzig Alt-Katholikinnen und Alt-Katholiken ganz unterschiedlichen Alters zeichneten beim Kirchentag in Dortmund durch ihre Mitarbeit am Bistumsstand ein buntes und interessantes Bild unserer Kirche. Mit dankenswert viel Engagement und Einsatzbereitschaft waren sie während der drei Tage auf dem Markt der Möglichkeiten in Halle 8 der Dortmunder Messehallen im Bereich „Lebendige Ökumene“ aktiv.

Der Standort für den Bistumsstand war im Eingangsbereich der Halle 8. Dadurch kamen die meisten Besucherinnen und Besucher dieses Bereiches nahezu automatisch am Stand der Alt-Katholischen Kirche vorbei. Die Mitarbeitenden führten fast durchgehend Gespräche mit Menschen, die am Stand stehenblieben und mehr über die Alt-Katholische Kirche erfahren wollten. Ein besonderer Anziehungspunkt waren, wie so häufig, die Postkarten mit den Zeichnungen des Karikaturisten Thomas Pläßmann, für die sich viele Interessierte begeisterten. Aber auch die am Stand erhältlichen Baumwolltaschen erfreuten sich großer Beliebtheit.

Ganz besondere Aufmerksamkeit fand der von Pfarrvikarin Klara Robbers unter dem biblischen Motto „Dein Stock und Dein Stab geben mir Zuversicht“ (Psalm 23) angebotene Stocktanz im Bühnen-Bereich der Halle 8. Zahlreiche Besucherinnen und Besucher nahmen an diesem Angebot mit sichtlichem Spaß teil.

Allen Mitarbeitenden gilt mein herzlicher Dank für ihr Mitwirken. Wir sehen uns beim Ökumenischen Kirchentag 2021 in Frankfurt am Main! ■

Walter Jungbauer ist Koordinator der Öffentlichkeitsarbeit des Bistums



Links Priester i.E. Heinz Otto, rechts: Gudrun Weskamp. Foto © 2019 Walter Jungbauer

Kirchentag in Dortmund Gegenwelt

VON BRUNO HESSEL

DIE MENSCHEN SIND SCHLECHT. VIELE. WENIGSTENS manche: Hassmails, angsteinflößende Neonazis, korrupte Politiker, ausbeuterische Unternehmen, die Plünderung unseres Planeten...

Die Menschen sind gut. Viele. Wenigstens manche. Auf dem Kirchentag in Dortmund fast alle: fröhlich, friedlich, engagiert und wohltuend fromm! Endlich einmal eine Gegenwelt zu den hässlichen Bildern und Worten in den Medien: U-Bahnen voller Gesang, prophetische Kritik an einer gewalttätigen Gesellschaft (z. B. H. Prantl, E. Drewermann), die Poesie der Zärtlichkeit und Ernsthaftigkeit (z. B. 2Flügel, Rilke-Abende), gemeinsam tanzende junge und ältere Menschen am Abend mit Adel Tawil etc.) und Gottesdienste, nah an den Menschen dran.

Insgesamt also eine Kirche, die sich in gesellschaftliche Fragen einmischt und gleichzeitig zu feiern versteht. Wunderbar. Eine solche Kirche mit so vielen jungen Menschen als Gästen und HelferInnen sollte öfter das Bild von Kirche in der Öffentlichkeit prägen. Das meinten übrigens auch viele Dortmunder Bürgerinnen und Bürger, die mit Kirche nicht viel am Hut haben und einigermaßen staunten über diese Spezies Christen: nicht so traditionell und muffig wie befürchtet.

Und mittendrin (am Abend der Begegnung): die alt-katholische Gemeinde St. Martin aus Dortmund-Kley mit echten alt-katholischen Kartoffel-Waffeln und vielen interessanten Gesprächen. *By the way*: Besonderen Dank an Gudrun und Hans Weskamp für ihren langen Atem und eine Meister-Logistik. ■



Foto v. l.: Dagmar Kuble, Gudrun und Hans Weskamp, Wolfgang Becker. Von Robert Geßmann

Abend der Begegnung und Bistumsstand

Wir waren dabei!

VON GUDRUN UND HANS WESKAMP

ES WAR DEZEMBER 2018; UNS WURDE BEWUSST: Ach, im Juni 2019 ist Kirchentag in Dortmund! Da müssen wir als alt-katholische Gemeinde von Dortmund dabei sein! Zum Glück wussten wir da noch nicht, was mit unserem geplanten Kartoffelwaffel- und Infostand auf uns zukommt. Für die Hygiene- und Technikvorschriften mussten wir sogar ein Seminar besuchen.

Aber die Erfahrungen auf dem Abend der Begegnung entschädigten uns für alles:

Der Stand war in bester Lage. Mit vereinten Kräften meisterten wir den Aufbau bei Sturm. Zehntausende lasen nach dem Einführungsgottesdienst unser Vinyl-Banner „Alt-Katholische Pfarrgemeinde Dortmund – Sankt Martin in DO-Kley“.

16 kg Kartoffeln mit pasteurisiertem *Vollei*, verarbeitet von lieben Gemeindemitgliedern, gingen weg wie „warme Semmeln“. Viele Gespräche, in denen wir unsere Kirche vorstellen konnten, wurden geführt. Zwischendurch mussten wir alle Pavillon-Stangen festhalten, damit der Sturm uns nicht wegfegte – unser Pfarrer Robert Geßmann übernahm dabei die Regie. Nach anfänglich zögerlicher Bereitschaft unserer Gemeinde zur Mitarbeit („So viel Arbeit für vier Stunden“) hatten wir doch viel Unterstützung vom Aufbau ab 12 Uhr bis zum Abbau nach Mitternacht. Dank an alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter!

Für uns war es ein einmaliges Erlebnis! Gott sei Dank!

Von Donnerstag bis Samstag waren auch acht Mitglieder unserer Gemeinde beim Infostand unseres alt-katholischen Bistums in der Halle 8 auf dem Markt der Möglichkeiten tätig. Auch dort gab es viele interessante und intensive Gespräche mit den Besucherinnen und Besuchern. ■



aus unserer Kirche

Gudrun und Hans Weskamp sowie Bruno Hessel sind Mitglieder der Gemeinde Dortmund



„Du, mein Ebenbild“

aus unserer Kirche

baf-Wochenende in Oberschönenfeld

VON EVA NIEBERLE

DER MAI IST GEKOMMEN, HAT FRISCHES, SAFTIGES Grün, zarte, duftende Blüten und das *baf*-Wochenende in der Abtei Oberschönenfeld gebracht. Frauen aus Augsburg, Kaufbeuren, Aschaffenburg, Regensburg, Frankfurt, Singen und München haben sich mit den beiden Seminarleiterinnen Alexandra Caspari und Brigitte Glaab in der wunderschönen Barock-Abtei südlich von Augsburg getroffen, um gemeinsam zu singen, zu beten und zu wandern.

Nachdem wir uns beim Abendessen mit dem leckeren selbstgebackenen Klosterbrot stärken konnten, fand die Seele Nahrung beim anschließenden Beisammensein.



Du, mein Ebenbild, so spricht Gott zu dir, zu mir

Dieser Aussage aus dem wunderbaren Ebenbild-Hymnus von Franz-Xaver Jans-Scheidegger wollten wir nachspüren und schauen, ob und wie sie in unserem Leben Platz findet.

Der Ebenbild-Hymnus greift die grundlegende biblische Zusage aus dem ersten Kapitel der Genesis auf: „Da schuf Gott Adam, die Menschen, als göttliches Bild, als Bild Gottes wurden sie geschaffen...“

Sich selbst als Ebenbild Gottes wahrzunehmen, fällt uns meist schwer – an diesem Wochenende kann diese Vorstellung in uns zum Schwingen kommen. Helge Burggrabe hat den Hymnus vertont und vier von uns haben dieses Lied vorgetragen – ein Einschwingen in das Thema! Auch „Hineni“ haben wir zum Schwingen gebracht. „Hier bin ich“ – von Helge Burggrabe genial komponiert und nach kurzem Üben von 19 Stimmen mit Überzeugung und Herzensglut herausgesungen. Zum Abschluss des Freitags hörten wir Texte und sangen im wunderbaren Meditationsraum, dessen Akustik unser Lied zum Summen und Schweben brachte. Bei allen Liedern, auch dem Kehrvers des Ebenbild-Hymnus, den schon bald alle 19 Frauen vierstimmig singen konnten, hat uns der warme Klang von Corinnas Flöte begleitet und uns den Weg in die richtige Tonart gewiesen.

Texte, Stille, Qi-Gong und das Gehen in der aufblühenden Natur haben uns geholfen, in den Spiegel (oder den See) zu schauen und ein Ebenbild Gottes zu sehen. Beim Kreistanz im Gästegarten konnten wir Lebensfreude spüren und uns über die Amsel freuen, die mit den Flöten wetteiferte. Wir haben Gottesdienst mit einem Schöpfungsgang gefeiert und einer Zisterzienserin mit dem gesungen Ebenbild-Hymnus zum 65-ten Profess-Jubiläum gratuliert. Für die offene Gastfreundschaft der Zisterzienserinnen von Oberschönenfeld sind wir dankbar und kommen gerne wieder!

Beim Abschluss im Meditationsraum hat dann jede ein großes Geschenk bekommen: „Du bist eine Blume in meiner Schöpfung, leise in der Öffnung, strahlend in deiner Offenheit. O Mensch, Abbild meiner Schönheit, weißt du, welche Blume du bist? Wann beginnst du zu blühen?“ Die Karte, auf die dieser Text und ein Bild einer wunderbar zart-strahlenden Blume gedruckt sind, wird uns noch lange an dieses Wochenende erinnern. Vielleicht ist in der nächsten Zeit der morgendliche Blick in den Spiegel liebevoller und annehmender als sonst. ■

Dr. Stefan Scheingraber ist Theologe und Mitglied der Gemeinde Regensburg

2. Regensburger „Religionsgespräch“:
Über die Eucharistie

Streiten, aber nicht zerstreiten

VON STEFAN SCHEINGRABER

UM EINE DROHENDE KIRCHENSPLATUNG ZU verhindern, hatte 1541 Kaiser Karl V. damals führende reformatorische und sogenannte „altgläubige“ (katholische) Theologen zum Religionsgespräch in den Regensburger Reichstag geladen. Die Lehrmeinungen hinsichtlich Eucharistie, Amt und Beichte waren jedoch

so unüberbrückbar, dass schon ein Jahr darauf die Reformation durch den Rat der Stadt Regensburg eingeführt wurde. Anlässlich des 500-jährigen Reformationsgedenkens wurde in ökumenischem Geist und in Anlehnung an die historische Vorlage ein „Religionsgespräch“ zwischen Evangelischer und Römisch-Katholischer Kirche initiiert, das nun am 16. Mai zum zweiten Mal stattfand, über die Themen Kreuz und Eucharistie.

Prof. Dr. Christine Axt-Piscalar (Göttingen/Hannover) stellte das Verständnis der evangelischen Kirchen zum Abendmahl dar. Die wechselseitige Teilnahme am Abendmahl verlange nicht nur der *Sensus fidelium* (gemeinsamer Sinn aller Gläubigen), sondern auch das Wesen der Eucharistie selbst. Denn in seinem von ihm gestifteten Mahl schenke sich der gekreuzigte, auferstandene und



erhöhte Herr in seinem zur Versöhnung für alle dahingegebenen Leib und Blut mit Brot und Wein. Auf diese Weise verbinde das Abendmahl alle Christen untereinander in Einheit zwischen allen Orten und Zeiten. Wenn also die evangelischen Kirchen alle Getauften anderer Konfessionen zur Teilnahme am Abendmahl zulassen, dann aus der Überzeugung, dass dies der Wille Jesu Christi selbst sei. Unter der Voraussetzung der gleichen Auffassung über das Wesen des Abendmahls können konfessionell unterschiedliche liturgische Gestaltungen als eine das gottesdienstliche Leben bereichernde Vielfalt erkannt werden.

Realpräsenz Jesu Christi

Martin Luther habe die Realpräsenz Jesu Christi in der Eucharistie nicht geleugnet, sondern verteidigt, indem er einen von der Tradition abweichenden konstitutiven Begründungszusammenhang zwischen den Einsetzungsworten (*Verba Testamenti*), Brot und Wein und dem gläubigen Empfang liefern wollte. Abgelehnt habe Luther aber die begriffliche Formulierung der Transsubstantiationslehre, damit zusammenhängende bestimmte Formen der Frömmigkeit, sowie die lehramtlich geltend gemachte Verbindlichkeit der Transsubstantiationslehre.

Hier hat man sich heute angenähert. Als gegenwärtiger Stand des ökumenischen Dialogs heißt es nämlich im Bericht der lutherisch/römisch-katholischen Kommission für die Einheit „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“ aus dem Jahr 2017: „Die Frage der Wirklichkeit der Gegenwart Christi im Herrenmahl ist zwischen Katholiken und Lutheranern nicht kontrovers. ... Diese gemeinsame Feststellung bejaht alle wesentlichen Elemente des Glaubens an die eucharistische Gegenwart Jesu Christi, ohne die Begriffssprache der Transsubstantiation zu übernehmen“ (Nr. 153-154).

Die Messe als Opfer

Der am meisten kontroverse Punkt für alle Reformatoren war die altgläubige Praxis der „Messe als Opfer“. Jesus Christus ist Herr und Subjekt des Abendmahlsgeschehens. Weder der Zelebrant noch die Kirche laden

nach reformatorischem Verständnis zum Tisch des Herrn ein oder vollziehen das Abendmahl, sondern der Auferstandene gibt sich selbst in Form von Brot und Wein und schenkt Teilhabe an seinem Leib denen, die ihn in Brot und Wein gläubig empfangen.

Luther hatte natürlich das Verständnis der Messe als Opfer seiner Zeit vor Augen, wenn er mit der Schrift auf das „einzige Opfer“ (Hebräerbrief 10,12.14) Jesu Christi verweist, durch das Gott die Welt mit sich versöhnt hat (2. Korintherbrief 5,19). Luther verstand die Lehre der katholischen Kirche so, dass Gott durch die Kirche, in Person des Priesters, ein Opfer dargebracht werde, was in seinen Augen dem Charakter des Mahls als Gabe Gottes widersprach.

Heute hat man sich darüber verständigt, dass die liturgische Form des heiligen Mahls alles ausschließen müsse, das den Eindruck einer Wiederholung oder Ergänzung des Kreuzesgeschehens wecken könnte (Vom Konflikt zur Gemeinschaft, Nr. 159). Die evangelischen Christen würden erwarten, dass dies auch in der liturgischen Praxis deutlich würde. Unverstanden bliebe der klassische Satz der römisch-katholischen Messlehre, dass die Kirche Gott das Opfer der Versöhnung darbringt, das Jesus Christus selbst ist. Das Gabegeschehen, so scheint es, würde umgekehrt, wenn man meine, dass die Kirche Gott ein Opfer darbringe. Der Auferstandene gibt sich selbst, er kann nicht selbst dargebracht werden.

Konsensfähig sei aber der Gedanke, dass sich die Gläubigen im Abendmahl in die Hingabe Jesu Christi an den Vater hineinnehmen lassen. Die Gläubigen bringen durch Jesus Christus (seinen Tod und seine Auferstehung), mit ihm (durch Anteil an seinem Tod und seiner Auferstehung in der Taufe), und in ihm (als sein Leib) sich vor dem Vater hin und erweisen ihm „alle Herrlichkeit und Ehre“.

Von römisch-katholischer Seite bestätigte Prof. Dr. Karl-Heinz Menke (Bonn), dass die Realpräsenz zwischen Protestanten und Katholiken nicht kirchentrennend sei und auch, dass man dieses Geschehen mit den Gaben von Brot und Wein nicht unbedingt in aristotelischen Kategorien (Transsubstantiation, Substanz, Akzidentien) aussagen

Foto: Feiern der Eucharistie nach der Lima-Liturgie auf dem 2. Ökumenischen Kirchentag 2010 in München mit anglikanischen, evangelischen und alt-katholischen, nicht aber römisch-katholischen und orthodoxen Bischöfen. Copyright © Walter Jungbauer



müsse. Die Eucharistie sei auch nicht Wiederholung, sondern Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers.

Der Fokus lag bei Menke aber auf der Frage, warum die Römisch-Katholische Kirche (wie übrigens die orthodoxen Kirchen auch) nicht gleichermaßen wie evangelische Kirchen (oder auch die Alt-Katholische Kirche) Getaufte anderer Konfessionen zum Empfang der Eucharistie zulasse. Der Grund dafür sei nicht mangelnder Respekt gegenüber der anderen Konfession oder gar mangelnde Gastfreundschaft, sondern dass jeder Kommunionempfang nach römisch-katholischem Verständnis auch ein öffentliches Bekenntnis zu einer Gemeinschaft mit dem Ortsbischof und dem Petrusnachfolger als sichtbares Zeichen der Einheit der Bischöfe ablege.

Jeder Empfang der Kommunion ist auch ein öffentliches Bekenntnis zu einer Sendung

In jeder Eucharistiefeier werde deshalb der Name des Leiters der Ortskirche und in der Römisch-Katholischen Kirche auch der des Petrusnachfolgers genannt. Wer kommuniziert, ist durch die Kirche gesandt, in der Bekenntnisgemeinschaft mit den Bischöfen das mitzuteilen, was er empfangen hat. Deshalb wird die Eucharistiefeier auch als „Messe“ (Sendung) bezeichnet und deshalb sagt der Priester in der lateinischen Messfeier am Ende: „*Ite, missa est*“ (wörtlich übersetzt: „Geht, jetzt ist die Sendung“).

Die Ekklesia war im antiken Griechenland die Versammlung der wehrfähigen Männer, die sich an einem

bestimmten Ort, dem *Ekklesterion* versammelt haben, um Dekrete entgegenzunehmen. Die frühe Christenheit übernahm diesen Begriff nicht von ungefähr für Ihre Versammlungen, und gegen Ende des zweiten Jahrhunderts wurden die Ortskirchen bereits von einem Bischof geleitet, der durch Handauflegung zu dieser Aufgabe bestimmt worden war.

Die Apostel und deren Nachfolger als Garanten der Wahrheit

Weil die Wahrheit eine Person ist, werde sie durch Personen, die Apostelnachfolger, die Zwölf zuerst, repräsentiert und hierin liege auch für die Römisch-Katholische Kirche das Kriterium für die Einheit in Christus. Eucharistie und Kirche seien nämlich eng miteinander verschränkt, wie es der heilige Augustinus gemeinsam mit fast allen lateinischen und griechischen Kirchenvätern des dritten und vierten Jahrhunderts in einem seiner Briefe zusammenfasst: „Seid (als Kirche), was ihr seht (den Leib Christi), und empfangt, was ihr seid (Leib Christi)“. Allerdings, so Menke, entscheide der Grad der Kirchlichkeit bzw. die Übereinstimmung im Bekenntnis nicht über die Nähe des Einzelnen zu Christus: „Ein Protestant, der nie sakramental mit Christus kommuniziert, kann viel, viel tiefer mit Christus verbunden sein, als ein Katholik, der täglich das Sakrament der Eucharistie empfängt und jeden Lehrsatz der Kirche verteidigt“.

Nationalsynode der Christkatholischen Kirche der Schweiz

VON MAJA WEYERMANN

AM 14./15. JUNI 2019 KAM DIE NATIONALSYNODE in Lancy im Kanton Genf zu ihrer jährlichen Session zusammen.

Ein wichtiger Teil war die Weiterführung der im letzten Jahr gestarteten Zukunftswerkstatt. Unter dem Titel „Profil stärken – Freiheit gewinnen“ setzte die Synode aus ihren Mitgliedern acht Arbeitsgruppen ein, die sich mit den Themen Spiritualität, Sprache im Gottesdienst, Seelsorge, Sakramente und Riten, Vertrauen, Ökumene, gesellschaftliche Verantwortung und Entschlacken und Ressourcen beschäftigen werden. Durch ihre Arbeit sollen die Zukunftsthemen schärfer profiliert und Schritte zur Umsetzung entwickelt werden.

Als Synodenpräsident für die nächsten zwei Jahre wurde Pfr. Peter Grüter aus Rheinfelden gewählt, als Vizepräsident Herr Hannes Felchlin. Pfr. Lenz Kirchhofer aus Aarau kam als neues Mitglied in den Synodalrat.

Nach langen Jahren der intensiven Arbeit wurden der Synode die Texte der französischsprachigen Liturgie vorgelegt, die mit großer Mehrheit genehmigt wurden und damit verbindlich werden.



Die Synode stimmte der positiven Stellungnahme von Bischof und Synodalrat zur Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare auf zivilrechtlicher Ebene zu. Die Frage, was dies auf kirchlicher Ebene für die Sakramentenpraxis bedeutet, soll innerhalb eines Jahres entschieden werden.

Ein neues Reglement über die Zugehörigkeit zur Geistlichkeit der Christkatholischen Kirche und die Zulassung zu geistlichen Amtshandlungen wurde verabschiedet.

Synodalität und Demokratie

VON THOMAS MAYER

DI E BISCHÖFLICHE-SYNODALE Verfasstheit der alt-katholischen Kirche(n) wird oft als das Signet ihres Wesens genannt. Dabei drängt sich aber zusehends der Verdacht auf, dass hier allzu oft in Abgrenzung zu anderen Kirchen ein Gegenbild konstruiert, ein Ideal gezeichnet und ein unhaltbarer Anspruch erhoben wird. Die Gewährleistung für das Glücken und den Erhalt dieses hart errungenen Ideals wird der Mitwirkung aller übertragen.

Nachdem das römische System durch sein Machtdenken die Kirche in Krisen, auf Irrwege und Sackgassen geleitet habe und nun kein system-eigenes Werkzeug mehr besäße, wurde auf alt-katholischer Seite die Synodalität wiederentdeckt. Dabei stand offensichtlich nie außer Frage, dass sich jede Kirche eine Verfassung geben müsse. Diese Ordnung ist jedoch nicht unwandelbar, sondern kann durch Mehrheitsentscheide verändert werden. Allerdings darf die geschichtliche Bedingtheit der konkreten Ausformung der juristischen Gestalt des inner-alt-katholischen Ideals der Synodalität nie vergessen werden. Vieles hing dabei offensichtlich von der Person Johann Friedrich v. Schulte ab.

Aus der Rückschau wird deutlich, dass in Folge der Entstehungsgeschichte der deutschsprachigen Bistümer wohl gilt: *soviel Bischof wie nötig und so wenig Bischof wie möglich*. Denn die einzelnen Länder – Deutschland, Österreich, Schweiz – sind jeweils nur in einem Bistum organisiert. Das läuft aber doch gerade der altkirchlichen Ordnung und Auffassung direkt entgegen. Hier treffen praktische Realität und theologisches Ideal unvermittelt aufeinander. Als Frage drängt sich auf: Kann eine *Notkirche* wirklich die eine heilige, katholische und apostolische Kirche *sein*? In wie weit kann dann eine deutsche, österreichische oder schweizerische Bistumssynode

sich als oberstes Gremium verstehen? Sind ihre Kompetenzen nicht doch vielmehr begrenzt auf eine Notstands-Verwaltung? Allein die Tatsachen zeigen, dass zumindest heute nicht mehr von einer Notkirche gesprochen wird oder werden kann. Auch bezüglich solcher Konzepte von Kirche muss nach der Bedeutung der Umsetzung der synodalen Beschlüsse gefragt werden. Ein Saarbrücker Alt-Katholik wird sich wohl kaum als Teil einer Ortskirche sehen, deren Zentrum in Bonn ist.

Synodalität ist Diskussion

Auch wenn die Arbeit unserer Synode den Eindruck erwecken kann, besteht Synodalität nicht zuerst aus definiertem – und niemals definitivem – Kirchenrecht, sondern aus offener, lebendiger Diskussion. Der rechtliche Aspekt allein kann nicht das Wesen der Synodalität erfassen. Denn Synodalität ist gerade die Vielfalt in der einen bischöflich-synodalen Form der Verfasstheit.

In den Unterschieden drückt sich Synodalität am ehesten aus. Synodalität bedeutet nicht starre Definition, sondern Bewegung auf ein Ziel hin, das wir erst nach dieser Weltzeit mit ihren Kategorien erreichen werden, das stets pendelt zwischen dem Noch-Nicht und dem Doch-Schon der christlichen Hoffnung, das immer über sich selbst hinausweist. Synodalität bedeutet vielmehr eine stete Entscheidung für die Vielfalt und Uneindeutigkeit. Mit Peter Amiet kann das auch kritisch gesehen werden: „Vielleicht ist diese Offenheit anderem gegenüber auch die Kehrseite des synodalen Ideals. Synodalität, Gemeinschaft, Gespräch, das spielt nur unter der Voraussetzung, dass man zuerst davon ausgeht, dass der andere irgendwie auch Recht hat“ (Altkatholizismus, S. 231).

Aber ist das nicht gerade das große Positive an der Synodalität,

dass Systeme durchaus in der Lage sein können, Verschiedenheit auszuhalten – freilich solange das Ziel ein gemeinsames ist? Uneindeutigkeiten sind auch Chancen und öffnen Räume für Entwicklungen. In theologischen Diskussionen kennen wir diese Praxis, eben keine eindeutigen Entscheidungen zu treffen: Stichwort Gnadenstreit. (Er war nach Hubert Jedin die „größte dogmatische Kontroverse“ der Theologiegeschichte. Es ging um das Verhältnis von göttlicher Gnadenwirksamkeit und menschlicher Freiheit.) Synodalität kann so auch als eine Art Haltung verstanden werden. Eine Haltung der Offenheit und Aufgeschlossenheit gegenüber Entwicklung und Wandel. Die Haltung, die es der Fürsprecherin ermöglicht, wirken zu können. Dabei darf an den Beginn der Geschichte der christlichen Synoden erinnert werden: Sie wurden gebraucht, als es zu theologischen oder canonistischen Streitigkeiten kam. Sie waren sich nicht selbst Zweck.

Freiheit und Ordnung

Bei der Beschäftigung mit der rechtlichen Seite der Synodalität wird deutlich, wie sehr das Streben nach einer Sicherung der *Freiheit* über allem steht und wie sehr alle auf *Ordnung* der Dinge drängen. Das ist die Freiheit von übergeordneten Instanzen, die Autonomie und Souveränität von gleichrangigen Nachbarinnen und Nachbarn und die daraus resultierende Offenheit für Meinungsverschiedenheiten und gegenläufige Ergebnisse in den selbständigen Einheiten.

Ein Bistum ist dabei nie nur ein Teil des Ganzen, sondern immer ein in sich geschlossenes und selbständiges Gebilde, das nur über das *Band der Liebe* mit anderen verbunden ist, nie durch das Mittel der Macht oder Herrschaft. Die orthodoxe Theologie prägte dafür die Begriffe der *Autokephalie* und der *Synodalität*, verstanden als „*grundsätzliche Eigenständigkeit* jeder Ortskirche und *dialogische Verbindung* der Ortskirchen, die ihren Konsens synodal ausdrücken und in der eucharistischen Gemeinschaft erfahren“ (Kallis, Entscheidungsfindung, S. 192).

Die deutschsprachigen Kirchenverfassungen entstand in großer Nähe



Thomas Mayer
ist Pfarrer der
Gemeinde
Saarbrücken



zum Aufkommen der Demokratiebewegung und des Liberalismus, was sich in der demokratieähnlichen Ordnung dieser Rechtstexte niederschlagen hat. Daneben könnte man aber auch andere Wege beschreiten, um synodale Gremien repräsentativ zu besetzen. Ein Beispiel wäre die Zusammensetzung durch die Leitenden/Delegierten einzelner Gruppen und Gruppierungen in der Gemeinde, auf Landes- oder Bistumsebene (die auf Dauer angelegt sind). Das könnten dann die Vertreter der Jugend, Ministranten, Frauen, Senioren, Diakoniekreisen, Lektoren, Musikgruppen etc. sein. Eine weitere Einheit wird dabei der Lehrkörper darstellen.

Aktive Teilnahme aller Mitglieder

Günter Esser betont in seinem Kommentar zur RELAK-Studie (S. 123): „Trotz aller Synodalität, wel-

Teilnahme aller Kirchenmitglieder stets als aktive Teilnahme verstanden werden muss.“ Dass dies nicht immer einfach ist, zeigen Geschichte und Gegenwart.

Die Synodalität in ihrer Tragweite kommt auch in anderen wissenschaftlichen Fachgebieten erst langsam zur Geltung. Angela Berlis führt in der vierten von neun Thesen zur *Altkatholizismusforschung* aus: „Eine Geschichtsschreibung, die sich auf Bischöfe oder Pfarrer konzentriert, ohne auch die Rolle der Laien zu berücksichtigen, muss sich kritisch befragen lassen. Die Überzeugung, dass das ganze Volk Gottes als kirchlicher Handlungsträger in den Blick kommen muss, ist auch bei neueren Ansätzen in der kirchenhistorischen Forschung zu finden, die sich selbst als *Christentumsgeschichte* bezeichnet“ (Altkatholizismusforschung S. 217).

auch mit der Theologie des Amtes beschäftigen.

Anders gesagt: Das bischöfliche Amt hat sich parallel zur Monarchie entwickelt und wurde entsprechend gefüllt. In der Verhältnisbestimmung Bischof – Laien (und Geistliche) steht immer auch die Machtfrage im Zentrum. Ob in monarchischen Systemen oder in synodalen Kirchen, es geht oft um die grundlegende Frage der Beschränkung beziehungsweise Aufteilung von Macht zwischen Fürst und Landständen, König und Parlament, Bischof und Synode, Pfarrer und Kirchenvorstand.

Eben darum fallen nicht gerade durch Zufall Demokratiebewegung und Forderung nach Stärkung der Synodalität in der Kirche zusammen. Oft wird in diesem Zusammenhang vergessen, dass auch die evangelischen Landeskirchen in Deutschland erst nach dem Abdanken der Monarchen unter synodalen Gesichtspunkten neu geordnet wurden. Hinzu kommt, dass kaum eine reformatorische Strömung auch demokratische Strukturen für das Staatswesen gefordert hat.

Gottes Herrschaft

Allerdings kennt die Staatswissenschaft keine Versammlung im Namen Jesu und auch nicht die Mitwirkung des Heiligen Geistes und keinesfalls ein Gottesgnadentum. Es ist auch nicht haltbar, dass alle Staatsgewalt, also Kirchengewalt, vom Volke ausgehe. Das Volk Gottes ist *ecclesia*, Herausgerufene. Die Kirche ist *kyriaké*, zum Herrn gehörend. Der Gott des Exodus tritt in Aktion, und Christus ruft in der Kraft aus der Höhe die einzelnen Glieder des Leibes zum Mittun beim Aufbau der *Gottesherrschaft*. Daraus ergeben sich also auch Grenzen für demokratische Entscheidungsprozesse.

Nicht zu übersehen ist allein die zeitliche, wie auch die staatswissenschaftliche und theologische Distanz zwischen der neuzeitlichen Demokratie und der *Alten Kirche*. Das alte synodale Prinzip kann auch daher nicht einfach in Eins gesetzt werden mit der neuzeitlichen Demokratie. Die SGO und ihre Schwestern sind zwar zum Teil den demokratischen Ordnungen von Staaten recht ähnlich. Das kann



Foto © 2018 Walter Jungbauer

che die Alt-Katholische Kirche auszeichnet, sind die Gemeinden oft auf die hauptamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorger fokussiert.“ Nachdem er Mut zur Kreativität gemacht hat, nimmt er rekurrend wieder die Synodalität in den Blick: „Derartige Projekte können natürlich nicht nur Sache der Hauptamtlichen sein. Dies würde der synodalen Struktur unserer Kirche widersprechen. Die Entscheidungsinstanzen der Gemeinde – Gemeindeversammlung und Kirchenvorstand – müssen solche Projekte mittragen. Und Mittragen meint nicht nur ein passives Abnicken. Es muss das Projekt der ganzen Gemeinde sein. Die Synodal- und Gemeindeordnung unserer Kirche betont deshalb ausdrücklich, dass die von den Vätern des Alt-Katholizismus geforderte verfassungsmäßige

Eine weitere Frage sei gegen Ende noch gestellt: Liegt nicht oftmals die Schwierigkeit aus heutiger Sicht darin, die Synodengeschichte der alten Kirche richtig zu bewerten, gerade auch in einem verschobenen Amtsverständnis? Vielleicht war nicht der entscheidende Punkt, dass eine so blühende synodale Entwicklung abgerissen wäre, sondern die auseinanderdriftende Kluft zwischen Laienschaft und Klerus, eine Schere die nicht zwangsläufig so in der frühen Kirche begründet ist. Hat hier nicht über die Jahrhunderte ein ganz eigener, weil einseitiger, Prozess der Professionalisierung und der Ausdifferenzierung stattgefunden, allzu sehr auf Kosten der Allgemeinheit, der Stimme aller und der Reformbedürftigkeit der Kirche an sich? – Wer die Synodalität der Kirche betont, muss sich also

aber nicht als altkirchlicher oder gar biblischer Zustand dargestellt werden.

In ähnlichem Zusammenhang weist Jan Hallebeck auf das Problem der historischen Kontinuität bzgl. administrativer Kompetenzen hin. Das entspricht auch nicht der allgemeinen theologischen Füllung des Begriffs der *Synodalität*. So kann allenfalls die Rede davon sein, dass beispielsweise die deutsche SGO demokratie-ähnliche Züge aufweist. Die *hierarchische* Stellung des Bischofs darf dabei nicht verschwiegen werden – und das Wirken Gottes allemal. Es muss auch die Frage gestellt sein, wie eng sich eine Kirchenverfassung an der Verfassung eines Staats orientieren soll oder gar muss.

In dieselbe Richtung stößt auch die Kritik des römisch-katholischen Theologen und Soziologen Michael N. Ebertz, der die Alt-Katholische Kirche (in Deutschland) charakterisiert als „hybrides Gebilde aus *Anstalt* und *Verein* – eher *Verein* als *Anstalt*“. Begründet werde das in der Prägung durch Beitritt statt Zugehörigkeit und ausgehandelte statt vorausgesetzte Ordnung“. Ihm zufolge wird Synodalität bei Alt-Katholiken als *ausgehandelte Ordnung* geschätzt.

Gewaltenteilung?

Kritisch zu hinterfragen wäre auch, ob die klassische Gewaltenteilung im Bereich der Kirche überhaupt vertretbar und anwendbar ist. Hier sind durchaus Grenzen gesetzt durch Schrift und Tradition. So passt das geweihte Amt mit einer

Gewaltenteilung ebenso wenig zusammen, wie die Definition des Bischofs als: Vater, Hirte, Verkünder, Verwalter, Spender, Aufseher und Lehrer. Einen weiteren Zugang zur Frage nach der Gewaltenteilung bietet die Gegenüberstellung von Synodalen und Antragsberechtigten. Die Gruppen sind nicht deckungsgleich, was für eine Gewaltenteilung spricht. Es dient der Kontrolle, dass Antragsteller und beschließender Part auf (zum Teil) verschiedene Personen verteilt sind.

Aber gibt es, in die andere Richtung gedacht, dann auch die Möglichkeit, das Kirchenrecht gegenüber Eingriffen der Synode zu schützen? Dabei wäre an eine etwaige *Verfassungsklage* zu denken. Diese Frage ist ziemlich negativ zu beantworten: Kirchenrecht und selbst Bischof und Synode sind nicht vor grundsätzlichen Änderungen geschützt. Zu denken wäre dabei etwa an eine Abschaffung der Synode durch einen synodalen Mehrheitsentscheid. Da aber die Synode selbst oberstes Exekutivorgan ist, könnte sie nur selbst die eigenen Entschiede dahingehend beurteilen, ob sie verfassungsgemäß sind.

Bringt man die Synodalität mit der Demokratie ins Gespräch, kommt man nicht umhin, nach den Auswirkungen der so viel zitierten *Politikverdrossenheit* auf die Kirchenstrukturen zu fragen. Jedoch: Die einschneidenden Probleme mit diesen Prozessen auf staatlicher Seite kennt die Alt-Katholische Kirche – zumindest derzeit in Deutschland – nicht.

Eine weitere kleine Gegenüberstellung kann die Frage nach der Größe der Synode aufwerfen: Vergleichen wir dazu die jeweils Zugehörigen auf der gleichen Landesfläche, der der Bundesrepublik Deutschland – auch wenn dieses Vorhaben einen Holzfuß hat. Die Gesamtheit der Kirchenmitglieder von 15311 wurde 2010 auf der Synode von 120 Synodalen vertreten. Das ergibt annähernd 0,8 Prozent. Dem Bundestag gehörten im selben Jahr 620 Abgeordnete an. Die Einwohnerzahl Deutschlands betrug dabei 81.752.000. Daraus resultieren circa 0,001 Prozent. Ein weit geringerer Prozentsatz an Vertretern kann also durchaus als repräsentativ wahrgenommen werden. – Freilich, eine Mindestzahl an Delegierten darf nicht unterschritten werden.

Bei diesen Betrachtungen darf auch nicht vergessen werden, dass Kirche kein Selbstzweck ist. Kontrastierend dazu kann nach dem *Staatszweck* moderner demokratischer Staaten gefragt werden, der sich aufgliedert in *Sicherheitszweck*, *Leistungszweck* und *Rechtzweck*. Es geht bei der Kirche eben nicht einfach darum menschliches Zusammenleben möglichst sicher, gerecht und gut zu organisieren. Sondern im Zentrum steht die *eine, heilige, katholische und apostolische Kirche*, die sich in ihren Grundvollzügen von *Caritas*, *Zeugnis*, *Gemeinschaft* und *Liturgie* ausdrückt. Das kann knapp auf den einen Nenner gebracht werden: „Die Kirche steht im Dienst der Herrschaft Gottes.“ ■

Wie tickten die frühen Christen?

VON GREGOR BAUER

GEGENAUFKLÄRUNG, GEGENREFORMATION, MITTELALTER – nein danke: Viele von uns Alt-Katholischen suchen eine bessere Kirche in der Zeit vor dem Jahr 313, vor der Konstantinischen Wende also. Beeindruckt lesen sie in der Apostelgeschichte, dass die ersten Christen alles miteinander teilten. Und bei Paulus, dass in Christus alle Unterschiede aufgehoben seien zwischen Herr und Sklave, Jude und Grieche, Mann und Frau. Noch war es den patriarchalischen Kräften nicht gelungen, den Einfluss der Frauen in den Gemeinden zu unterdrücken.

Noch hatten die Kleriker die Kirche nicht im Griff, wurden die unterschiedlichsten Lehrmeinungen frei diskutiert.

Entspricht dieses Bild der frühen Christenheit der historischen Realität? Wer mehr darüber erfahren möchte, dem – oder der – sei folgender Titel des Frankfurter Althistorikers Hartmut Leppin empfohlen: *Die frühen Christen*. Vlg. C. H. Beck, München 2018, 512 Seiten, 29,95 € (auch als E-Book erhältlich).

Darin untersucht Leppin die Zeit von den Anfängen bis Konstantin. Als Christinnen und Christen lässt er alle gelten, die sich damals selbst so bezeichneten oder die so bezeichnet wurden. Wertungen wie recht- oder irrgläubig übernimmt er nicht.

Wie also ging es zu bei den frühen Christinnen und Christen? Die folgenden Eindrücke aus meiner Lektüre sind subjektiv, sie geben Leppins Auffassungen nicht 1:1 wieder.

Gregor Bauer ist Mitglied der Gemeinde Wiesbaden



Vielfalt

In der frühen Kirche gab es tatsächlich eine große Vielfalt unterschiedlichster Auffassungen. Doch mit den meisten davon können wir heute nicht mehr viel anfangen. Und wie die Meinungsverschiedenheiten damals ausgeglichen wurden: Das hat wenig mit geschwisterlichem ökumenischem Dialog zu tun. Fremde Standpunkte galten als gefährliche Irrlehren, die nicht diskutiert, sondern ausgegrenzt werden mussten.

Frauen

Wie stand es mit den Rechten der Frauen in der frühen Kirche, mit ihrem Zugang zu Gemeindeämtern? Einige ermutigende Hinweise finden sich: Da ist die Apostelin Junia, die wahrscheinlich von einem späteren Abschreiber in einen „Junias“ umbenannt wurde. Oder die Märtyrerin Perpetua, die man mit ihren bewegenden Aufzeichnungen aus der Haft als Kirchenmutter neben die Väter stellen könnte. Es gab Diakoninnen und Prophetinnen. Sehr vereinzelt finden sich auf Inschriften auch Priesterinnen. Der Gesamteindruck jedoch ist bedrückend: An den Prophetinnen nahmen schon damals viele Anstoß, ihr Einfluss wurde zurückgedrängt zugunsten der Kleriker. Von einer Bischöfin ist nichts bekannt. Vergebens sucht man Frauen auch unter den intellektuellen Autoritäten, die sich – wie Tertullian oder Origenes – ohne Amt und Würden allein durch ihre Gelehrsamkeit einen Namen machten. Doch müssen an ihrem intellektuellen Austausch auch Frauen beteiligt gewesen sein (S. 183).

Sexualität

Die frühen Christen gelten als sexualfeindlich, und das in einem entspannten, den körperlichen Freuden aufgeschlossenen Umfeld. Hier rückt Leppin einiges zurecht: Wenn die damalige Gesellschaft libertinär war, dann entsprach das nicht dem, was wir heute tolerieren würden. Viele Familien hielten Sklaven als Hauspersonal; diese hatten dem Hausherrn auch sexuell verfügbar zu sein. So konnte er sich ungestraft an Jugendlichen vergeifen, oder auch an Kindern. Von der Ehefrau wurde erwartet, dass sie das widerspruchslos hinnahm. Gebar sie ihrem Mann ein Kind, für das er nicht sorgen wollte, ließ er es aussetzen. Solche Säuglinge starben oder wurden aufgegriffen und für ein Leben in der Sklaverei großgezogen.

Das ist der gesellschaftliche Kontext, in dem Christen jegliche außereheliche Sexualität strikt ablehnten, die radikalsten unter ihnen sogar Sexualität überhaupt. Wenn also Paulus gegen Homosexualität wettete, dann hatte er möglicherweise im Sinn, was wir heute als sexuellen Missbrauch minderjähriger Schutzbefohlener bezeichnen würden.

Zur Abtreibung finden sich unter den frühen Christen nur ablehnende Stimmen. Der Priesterzölibat war nach neueren Forschungen bereits in den ersten Jahrhunderten weit verbreitet.

Heilserwartungen

„Das Reich Gottes ist mitten unter euch“: Ob Jesus mit diesem Wort dazu ermuntern wollte, nicht ständig auf das Jenseits fixiert zu sein, sondern die Erfüllung bereits in diesem Leben zu erwarten? Wenn ja, sind ihm die frühen

Christen darin nicht gefolgt. Sicherlich: Mit ihrem sozialen Engagement haben sie das Leben vieler Armer bereits im Diesseits spürbar verbessert. Dies taten sie freilich, ohne an den gesellschaftlichen Zuständen, insbesondere an der Sklaverei, grundsätzlich zu rütteln – Einheit in Christus hin oder her. Und ihre Hauptsorge war eben doch, einst vor dem jüngsten Gericht zu bestehen, um in der kommenden Welt glücklich zu werden. Deren Anbruch erwartete man im Fall einer Wiederkehr Christi noch zu Lebzeiten bereits auf dieser Erde. Es ging um alles: Die ewige Verdammnis ist keine Erfindung des Mittelalters. Die Hoffnung, am Ende könnten doch noch alle Seelen zur Versöhnung mit Gott gelangen, war freilich noch nicht ganz vom Tisch.

Wunder

Haben die frühen Christen an Wunder geglaubt? „Nicht wirklich“, habe ich einmal argumentieren hören, „schließlich hat man damals die Naturgesetze noch nicht gekannt. Also hat man auch nicht Verstöße gegen diese Gesetze als Wunder einstufen können.“ Ich bin anderer Meinung. Natürlich wussten die Menschen auch damals schon, dass man nicht über das Wasser gehen kann, dass man nicht mit fünf Broten und zwei Fischen 5000 Menschen satt bekommt und dass man Tote nicht auferwecken kann. Wo so etwas dennoch berichtet wurde, da war etwas geschehen, was eigentlich unmöglich ist – ein Wunder eben.

Doch haben die frühen Christen im Ernst die Wunderberichte der Evangelien für bare Münze genommen? Dazu schreibt Leppin (S. 79f): Viele Zeitgenossen rechneten mit Wundern und ließen sich davon beeinflussen. Aus seiner Perspektive als Historiker waren sie deshalb „soziale Tatsachen“: „Es wäre aus zeitgenössischer Sicht misslich gewesen, hätte Jesus keine Wunder wirken können [...]“ Wunder abzulehnen, mag heute als aufgeklärt gelten. Aber den Wunderglauben der frühen Christinnen und Christen zu unterschlagen – das hat mit Aufklärung nichts zu tun.

Gewalt

Im frühen Christentum finden sich pazifistische Tendenzen, doch gab es auch christliche Soldaten. Wo ihre Gewissenskonflikte überliefert sind, geht es nie um das Töten, sondern um den Zwang, an „heidnischen“ Ritualen teilnehmen zu müssen.

Als Kaiser Konstantin 312 für einen militärischen Sieg ausgerechnet den Christengott verantwortlich machte, war die Überraschung unter vielen Christen groß: Was gingen ihren Gott die militärischen Auseinandersetzungen der Staatsmacht an? Doch als Konstantin die Verfolgung der Christen für beendet erklärte und ihre Religion aufwertete, da waren die pazifistischen Tendenzen bald vergessen. Die ab 313 gewährte Religionsfreiheit, lange eine christliche Forderung, erwies sich bald als lästig; ab 380 musste man darauf keine Rücksicht mehr nehmen. Rasch lernten die Kirchenoberen, die staatlichen Machtinstrumente zur Unterdrückung Andersdenkender einzusetzen. Wie vielfältig die Christenheit trotzdem blieb: Das lässt sich in Leppins Werken über die Spätantike nachlesen. ■

→ *Gregor Bauers Website finden Sie unter www.gregorbauer.com.*

Aloisia im Himmel

Nach der Satire von Ludwig Thoma „Ein Münchner im Himmel“

VON HEIDI HERBORN

ALOISIA HIMMERL, GEMEINdereferentin im Bistum Augsburg, erstickte während eines bischöflichen Gottesdienstes an der 2. Strophe des Liedes „Lasst uns loben, Brüder loben“ und gab ihren Geist auf.

Zwei Engel schleppten sie mit wenig Mühe zum Himmelstor, wo sie von Petrus empfangen wurde. Dieser eröffnete ihr, dass Frauen eine besondere himmlische Hausordnung zu beachten hätten und überreichte ihr eine Harfe: „Von morgens 8 Uhr bis mittags 12 Uhr frohlocken mit dem Lied: „Lasst und loben, Brüder loben“. Von 12 Uhr bis abends 8 Uhr Hosianna singen, und dann zum Abendgebet: „Nun, Brüder, eine gute Nacht“.

Aloisia glaubte, nicht richtig verstanden zu haben: „Wie bitte?“

Petrus wiederholte – schon etwas pikiert – die himmlische Hausordnung für Frauen. „Ja“, sagte Aloisia irritiert, „das ist ja wie unten. Ich hab geglaubt, ich bin im Himmel.“ Petrus blickte sie trotzig, aber auch ein wenig verunsichert an. „Anordnung von oben“ bellte er, drehte sich um und ließ Aloisia einfach stehen.

Aloisia setzte sich auf eine Wolke, dachte kurz nach und beschloss, nicht zu singen. Während sie noch überlegte, sah sie plötzlich eine merkwürdige Gestalt auf sich zu kommen. Sie glaubte ihren Augen nicht zu trauen – auch das noch: Ein Engel in schwarzem Talar bis unter den Hals zugeknöpft schwebte mit einem großen Plakat und einem etwas süffisanten Lächeln vor ihr hin und her. Auf dem Plakat stand in großer Schrift: „Das Weib schweige in der Gemeinde“.

Aloisia merkte, wie Zorn und Wut in ihr emporstiegen. Sie erinnerte sich an manche Erdentage und griff zu ihrem Himmelsinstrument. Gerade als sie damit zuschlagen wollte, kam ihr blitzartig eine andere Idee. Sie war ja jetzt schließlich ein Engel – wenn auch ein ziemlich frustrierter. Sie drehte dem Talar-Engel, der sie immer

noch süffisant anlächelte, demonstrativ den Rücken zu, setzte sich auf ihre Wolke, überlegte kurz und begann zu singen: „Hallelu-, Hallelu-, Hallelu-, Halleluja“.

Ein völlig vergeistigter Engel schwebte an ihr vorüber. „Hallo“, rief Aloisia, „willst du nicht mitsingen?“ Doch der völlig vergeistigte Engel sah sie nur völlig entgeistert an und flüsterte salbungsvoll: „Lasst uns loben, Brüder, loben...“ Eher beiße ich mir



die Zunge ab, rief Aloisia. Setzte sich wieder auf ihre Wolke und fing erneut an zu singen, diesmal aber bedeutend lauter.

Sie sang so laut, dass es Petrus in der Himmelspforte hörte. „Immer diese Weiber“, schimpfte er vor sich hin und raste los, um Aloisia die Meinung zu sagen. Die war aber gerade richtig in Fahrt, hielt sich beide Ohren zu und sang immer lauter. Petrus hatte so etwas in seiner ganzen Himmelskarriere noch nicht erlebt; er musste handeln. „Ruhe“, schrie er laut und noch einmal: „Ruuuuheeee hier!“

Er schrie so laut und Aloisia sang noch lauter dazu, dass Gott vom Mittagsschlaf erwachte. „Was ist denn hier los“, hörte man plötzlich eine Stimme fragen. Ringsum beugten sich alle Engel, sogar die Wolken hielten in der Bewegung inne. Auch Petrus senkte die Augen, verbeugte sich tief und zischte: „Engel Aloisia, runter auf die Knie.“ Aber Aloisia dachte nur, jetzt oder nie. Sie sang einfach weiter und wartete auf das, was nun passieren würde.

Da ertönte wieder diese Stimme: „Ja, was sind denn das für energische Töne vor meinem Himmel?“

Aloisia meinte sich verhört zu haben und ihr Gesang brach jäh ab. Petrus war noch tiefer zusammengesunken und wandte den Blick nicht vom Boden.

Aloisia klopfte ihm auf die Schulter: „Du bist mir eine Erklärung schuldig!“

Also hatte sie ihr Gefühl doch nicht betrogen. Das konnte nicht der Himmel sein. Doch bevor Petrus antworten konnte, ertönte wieder diese Stimme, nun schon ziemlich nahe: „Ja, wen haben wir denn da?“ Aloisia hatte inzwischen ihren Schock überwunden und legte los: „Da wird man ja schön hereingelegt, ich habe gedacht, ich bin im Himmel, dabei ist das ja wie unten. „Lasst uns loben, Brüder, loben“ soll ich singen. Ich bin

kein Bruder!“ „Und ich bin kein Herr, Aloisia“, sagte die Stimme sanft.

Aloisia holte tief Luft. „Nimm dein Instrument, Aloisia, und komm mit mir, ich habe eine Überraschung für dich.“ Aloisia ließ sich das nicht zweimal sagen, sie ergriff ihr Instrument und stürmte los.

Petrus blickte der davoneilenden Aloisia nach. Warum klappt es einfach nicht bei mir, dachte er bei sich. Und mit hängenden Schultern schlurfte er in seine Pforte.

Aloisia stand vor einem großen Tor, wo in großen und schwungvollen Buchstaben geschrieben stand: Gott – Eintritt für Eingeladene.

Das Tor öffnete sich und Aloisia wurde aufgefordert, noch einmal zu singen. Etwas schüchtern und leise fing Aloisia an, aber dann bemerkte sie, dass sie nicht allein sang. Eine unübersehbare Schar von Frauen und ein paar Männern sang mit, und noch nie hatte sie ein Halleluja so gehört.

Das Tor schloss sich hinter ihr und Aloisia flüsterte: „Jetzt bin ich im Himmel“. „Ja“, sagte Gott zu ihr. „Vergiss alles, was man dir da unten erzählt hat. Es ist alles ganz anders!“ ■

Heidi Herborn ist Mitglied der Gemeinde Mannheim



Auf dem Gipfel



Jutta Respondek
ist Mitglied der
Gemeinde Bonn

Zum Fest Verklärung des Herrn

VON JUTTA RESPONDEK

WER GERNE IM SIEBENGEIRGE WANDERT, hat wahrscheinlich schon mal die Löwenburg bestiegen. Sie ist mit 455 m der zweithöchste der sogenannten sieben großen Berge und bietet zu jeder Jahreszeit einen wunderbaren Ausblick über die umgebenden bewaldeten Hügel und das Rheintal bis in die ferne Voreifel. Auch wenn es sich um kein großes Gebirge handelt: Wer ganz oben auf der alten Burgruine steht und den Blick über den weiten Horizont und die tief unterhalb der Wälder verstreuten winzigen kleinen Ortschaften und das sich in der Ferne verlierende silbergraue Band des Rheins schweifen lässt, kann auch auf 455 Metern ein Gefühl der Erhabenheit spüren. Denn man ist im wörtlichen Sinne „entrückt“, dem Alltäglichen enthoben, das so fern unterhalb liegt und vorübergehend bedeutungslos erscheint. Hier oben, umgeben von Wind und Wolken oder im Sonnenschein leuchtendem Himmelsblau, geht das Herz auf, und man möchte gerne verweilen und schauen und die Schönheit des Augenblicks genießen. Viele Wanderer zücken die Kamera, um das Erleben auf Fotos festzuhalten und mit anderen teilen zu können, bevor sie sich auf den Rückweg machen und wieder hinabsteigen ins Tal.

Ob die Jünger Petrus, Jakobus und Johannes das auch gemacht hätten, wenn es möglich gewesen wäre...? Den Wunsch zu bleiben und den unfassbaren Augenblick festzuhalten, hatten sie auf jeden Fall. Ihr Gipfelerlebnis war geradezu überwältigend und machte sie „vor Furcht ganz benommen“, wie der Evangelist Markus in Kapitel 9, Vers 6 schreibt. Und das lag nicht an der Höhe des unbenannten

Berges, auf den sie nach biblischer Erzählung mit Jesus gestiegen waren. Auch der Berg Tabor in Galiläa, dem man das Geschehen zuordnet, ist mit seinen 575 m bei weitem kein majestätisches Hochgebirge. Es war nicht die großartige Aussicht, welche die drei Jünger in den Bann zog, sondern Jesus selbst, ihr Herr und Meister, dem sie schon so lange folgten, ohne ihn wirklich zu kennen.

Hier, auf dem Berg, in der Abgeschiedenheit und dem alltäglichen Einerlei enthoben, erkannten sie ihn, sahen, wer er wirklich war, schauten ihn in seiner göttlichen Herrlichkeit, die sich ihnen offenbarte, blitzartig, flüchtig, wie in einer Vision. Sie wussten nicht, wie ihnen geschah, vielleicht zweifelten sie an ihrem Verstand, meinten, einer Sinnestäuschung zu erliegen; jedenfalls waren sie zutiefst ergriffen, als sie plötzlich Jesus mit anderen, neuen Augen schauten und eine Stimme vernahmen, die aus der Wolke sprach. Sie begriffen Jesus in einem anderen Zusammenhang, eingereiht zwischen Mose und Elija in die große Geschichte Jahwes mit seinem Volk. Was für eine Erkenntnis, welcher überwältigender, großer Augenblick, der alles Andere, Bisherige, unwichtig und bedeutungslos machte! Ein Moment der Gottbegegnung, ein Atemzug des Ewigen, der sich verflüchtigen sollte, so plötzlich wie er gekommen war.

Petrus, Jakobus und Johannes, drei einfache, unbedeutende Männer, erlebten unverhofft auf dem Gipfel eines unbedeutenden Berges die Sternstunde ihres Lebens, weil sie plötzlich *klar* sahen. Sie sahen Jesus mit geklärtem Blick in seiner geheimnisvollen Wirklichkeit. Verständlich, dass sie dies festhalten wollten. „Lass uns drei Hütten bauen“ – sprich: Lass uns bleiben, lass dieses tiefe Erkennen nicht vergehen, lass uns in der Nähe des Göttlichen bleiben



und auf immer Anteil haben an seiner Herrlichkeit! Am Ende blieben sie verwirrt und sprachlos zurück, mussten hinabsteigen von den Gipfeln ihrer Erkenntnis und zurückkehren in die Niederungen des Alltags. Aber das Gipfelerlebnis hatte sich unauslöschlich und unverlierbar eingebrannt in ihre Herzen.

Sternstunden

Auch wir kennen Sternstunden, unvergessliche Momente, in denen wir ein besonderes Glück erleben, eine tiefe bedeutsame Erfahrung machen oder eine plötzliche Erkenntnis gewinnen. Sie kommen zuweilen ganz unverhofft, und sie kommen normalerweise nicht so spektakulär daher, wie die Jünger sie nach den biblischen Erzählungen

erlebten. Momente, die unseren Blick klären und unser Herz erhellen, können uns immer und überall begegnen. Wir müssen nicht einen heiligen Berg besteigen, unserem realen Leben entfliehen, uns auf Pilgerreisen begeben oder Exerzitien machen. Wobei letztere durchaus gute Möglichkeiten sind. Es ist gut, hin und wieder auf Abstand zu gehen und einen neuen Blickwinkel einzunehmen. Das Leben mit seinen Alltagsorgen aus einer anderen Perspektive zu betrachten. Außerhalb von Hektik und Alltagsstress sind wir offener, empfänglicher für die großen und kleinen Gipfel-Erfahrungen zwischen Himmel und Erde, für wirkliche Begegnungen, für einen Augenblick der gespürten Gottnähe, für die Ahnung einer allumfassenden höheren Macht.

Die Urlaubszeit lädt dazu ein, wenigstens vorübergehend aus dem Hamsterrad des Alltags auszusteigen und Ruhe und Muße zu finden, sich einzulassen auf Begebenheiten und Freuden, an denen wir sonst vorüberziehen. Sei es eine Wanderung durch die sommerliche Schönheit der Natur mit ihren blühenden Gärten, Wiesen und Feldern oder schattigen Wäldern, ein Sonnenuntergang am Meer, die atemberaubende Aussicht von größeren oder kleineren Gipfeln nah und fern, ein Spaziergang unter nächtlichem Sternenhimmel, die verzaubernden Melodien eines Straßenmusikanten oder die stille Einkehr in einer Kirche oder abgeschiedenen Kapelle am Wegrand: All das birgt Möglichkeiten, etwas vom „Anderen“, „Eigentlichen“, zu spüren, vom göttlichen Geheimnis, das uns umgibt, und etwas von dem großen, wunderbaren Zusammenhang zu erahnen, in dem wir stehen und der alles Werden und Vergehen bestimmt.

Gottes Herrlichkeit, die sich den drei Jüngern auf dem Berg der Verklärung auf große, überwältigende Weise in Jesus offenbarte, ist überall und selbst im Kleinen und Unscheinbaren verborgen. Seine Nähe, seine alles durchdringende Liebe, seine Schönheit und Schöpferkraft kann sich auch uns erschließen, wenn wir unsere Sinne darauf richten. Das beglückende Erleben solcher Sternstunden bringt uns ein Stückchen Himmel auf Erden. Wie die Jünger können wir sie nicht festhalten, aber sie bleiben unverlierbar in unserer Erinnerung und lassen uns dankbar und erfüllt in den Alltag zurückkehren. ■

Ein Leserbrief zum Artikel „Enthemmtes kommunikatives Gemetzelt“ in *Christen* heute 2019/06:

ZITAT: „WAS DU NICHT WILLST, dass man Dir tu, das füg auch keinem andern zu“. Das ist wirklich eine gute Aussage in Bezug auf den Umgang mit unseren Mitmenschen. Man möchte in einer konträren Diskussion nicht angeschrien werden. Wenn die Meinung seines Gegenübers

nicht mit der eigenen übereinstimmt, sollte man sich aber nicht durch eine laute Stimme verunsichern lassen. Die eigene Meinung ist sicherlich auch begründet, und ob die des Gegenübers absolut ist, muss in Frage gestellt werden dürfen. Die „Fähigkeit, sich auf die Argumente anderer einzulassen“, ist aber nicht für jeden gegeben und hat für manche eher einen Seltenheitswert. Selbst die freundlichen Hinweise auch Dritter auf das

Benehmen werden da keine Abhilfe bringen. Und das Löschen des eigenen *Facebook*-Accounts und damit der Entzug der unmittelbaren zwischenmenschlichen Kommunikation ist ein böser Fehler. – Wie schön wäre es in einer „heilen Welt“, wenn es da nicht Ausnahmen von Amts wegen gäbe!

Franz Kraft
Gemeinde Bremen





5.-9. August	Sommerfreizeit des baj Bayern für 9-14-Jährige an der Altmühl	24.-27. Oktober	Jahrestagung des Bundes alt-katholischer Frauen
25.-26. August	Treffen der Internationalen Bischofskonferenz und der Dialoggruppen, Wislikofen (Schweiz)	25.-27. Oktober	Konferenz der ehrenamtlichen Geistlichen, Frankfurt am Main
26.-30. August	Internationale Alt-Katholische Theologenkonzferenz Wislikofen (Schweiz)	31. Oktober	Sächsischer Gemeindetag
11. September, 19 Uhr	Bischof Dr. Matthias Ring im Gespräch mit dem SPD-Generalsekretär Lars Klingbeil (MdB) Banter Kirche, Wilhelmshaven	9. November ◀	Einführung des neuen Dekans für das Dekanat Bayern, München
11.-15. September	22. Internationales Alt-Katholisches Laienforum, Meran, Südtirol (Italien)	14. November	Treffen der Kontaktgruppe Alt-Katholische Kirche und Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche
13.-15. September	Dekanatswochenende des Dekanats NRW, Attendorn	22.-24. November	Ökumenisches Bibelwochenende des Dekanats Bayern, Bernried
22. September	Installation von Thilo Corzilius als Pfarrer der Gemeinde Essen	22.-24. November	Dekanatsstage Ost, Kloster St. Albert
27.-29. September	Dekanatswochenende des Dekanats Nord, Hermannsburg	23. November	Hessische Landessynode, Oberursel
28. September	Dekanswahl für das Dekanat Bayern, München	23. November	NRW-Landessynode, Bonn
5. Oktober	Priesterweihe von Marion Leiber (Kempten), Elisabeth Bach (München) und David Birkman (Singen-Sauldorf) in der Namen-Jesu-Kirche, Bonn	8. Februar, 14 Uhr ◀	Verabschiedung von Pfarrer Michael Edenhofer in den Ruhestand, Kempten
13. Oktober ◀	Pfarrerwahl für die Gemeinde Stuttgart	29. Februar, 14 Uhr ◀	Verabschiedung von Pfarrer Cornelius Schmidt in den Ruhestand, Krefeld
		6. März, 18 Uhr ◀	Chrisam-Messe Namen-Jesu-Kirche, Bonn

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◀ gekennzeichnet. Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden: termine@christen-heute.de. Diese und weitere Termine finden Sie unter www.alt-katholisch.de/meldungen/termine.html.

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für Christen heute

Herausgeber

Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Redaktion

Gerhard Ruisch (verantw.),
Ludwigstraße 6, 79104 Freiburg
Telefon 07 61 / 3 64 94
E-Mail redaktion@christen-heute.de
Walter Jungbauer (Termine)
E-Mail termine@christen-heute.de
Internet www.christen-heute.de

Erscheinungsweise
monatlich

Design, Satz und Bildbearbeitung

John L. Grantham
E-Mail john@xanity.de
Web www.xanitydesign.de

Vertrieb und Abonnement

Christen heute,
Osterdeich 1, 25845 Nordstrand
Telefon 0 48 42 / 4 09
E-Mail versand@christen-heute.de

Nachrichtendienste

epd, KNA

Verlag und ©

Alt-Katholische Kirchenzeitung, Bonn.
Nachdruck nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Abonnement

Inland 23,- € inkl. Versandkosten
Ausland 29,50 €

Fotomaterial

Alle Fotos von Flickr.com und
Wikimedia Commons werden unter der
Creative Commons License (CCL) für nicht-
kommerzielle Zwecke eingesetzt.

Druck

Druckerei & Verlag Steinmeier
Deiningen

ISSN

0930-5718

Redaktionsschluss der nächsten Ausgaben

5. August, 5. September, 5. Oktober

Nächste Schwerpunkt-Themen

September
Essen & Trinken
Oktober
Vorbilder
November
Ars moriendi / Sterbehilfe

Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe
nicht länger als 2.500 Zeichen mit
Leerzeichen sein sollten!
Die Redaktion behält sich Kürzungen vor.

**Bitte wenden Sie sich in allen Fragen
zum Abonnement an den Vertrieb,
nicht an die Redaktion!**

Regierung will Export von Kleinwaffen einschränken

DAS AUSWÄRTIGE AMT, DAS BUNDESWIRTSCHAFTSMINISTERIUM und das Kanzleramt haben sich darauf verständigt, die seit 20 Jahren geltenden politischen Grundsätze für Rüstungsexporte zu verschärfen. Demnach soll die Ausfuhr von Kleinwaffen aus deutscher Produktion in Länder außerhalb von Nato und Europäischer Union komplett verboten werden. Die Lieferung von Kleinwaffen und Kleinwaffenteilen ist besonders umstritten, da diese insbesondere in bürgerkriegsähnlichen Konflikten eingesetzt werden. Hier belief sich der Gesamtwert der Genehmigungen im vergangenen Jahr laut Rüstungsexportbericht 2018 auf knapp 39 Millionen Euro. Unter anderem wurden Teile für Maschinengewehre an die Vereinigten Arabischen Emirate geliefert. Nach Saudi-Arabien wurden demnach zwar keine Kleinwaffen geliefert, doch schon seit 2008 baut das Königreich selbst unter anderem Sturmgewehre des Modells G36 in Lizenz. Die Bundesregierung will nun auch härtere Regeln für den Transfer von Wehrtechnik ins Ausland verankern.

BUND zählt mehr Mitglieder als SPD und CDU

DER BUND FÜR UMWELT UND Naturschutz Deutschland (BUND) hat erstmals in der Verbandsgeschichte mehr als 600.000 regelmäßige Spender. Davon seien mehr als 440.000 Mitglieder, ein Plus von knapp 28.000 gegenüber dem Vorjahr. „Das ist der höchste Mitgliederstand seit unserer Gründung vor 44 Jahren“, sagte der BUND-Vorsitzende **Hubert Weiger**. Damit seien 2018 mehr Menschen im BUND Mitglied gewesen als in der SPD oder der CDU. Bundesweit verfügt der Verband über rund 2.000 Ortsgruppen. Für seine Arbeit standen ihm im vergangenen Jahr rund 32,2 Millionen Euro zur Verfügung, ein Zuwachs von 2,2 Millionen Euro. 76 Prozent der Einnahmen waren den Angaben zufolge Mitgliedsbeiträge und Spenden. Insbesondere in den ostdeutschen Bundesländern sei der Umweltverband mit rund 20 Prozent mehr Mitgliedern „außerordentlich stark“ gewachsen, sagte Weiger.

Bedford-Strohm wird Ehrenbürger von Palermo

DER RATS-VORSITZENDE DER EVANGELISCHEN Kirche in Deutschland (EKD), **Heinrich Bedford-Strohm**, erhält die Ehrenbürgerwürde der Stadt Palermo (Sizilien). „Ich freue mich sehr über diese Auszeichnung, weil sie mir von einem Kämpfer für Humanität, Recht und Ordnung verliehen worden ist“, sagte er. Palermos Bürgermeister **Leoluca Orlando** hatte mitgeteilt, dass er Bedford-Strohm und die private Seenotrettungsorganisation *Sea-Watch* auszeichnen möchte. Bedford-Strohm hatte Lampedusa und Palermo Anfang Juni besucht, um auf das Problem der Kriminalisierung der Seenotretter im Mittelmeer aufmerksam zu machen. Einen Unterstützer für sein Anliegen fand er in Orlando; er kam auch kurzfristig zum Kirchentag in Dortmund. Auf dem Kirchentag wurde eine Resolution verabschiedet, die von der EKD fordert, ein eigenes Seenotrettungsschiff ins Mittelmeer zu schicken. Initiator ist unter anderem der grüne EU-Abgeordnete **Sven Giegold**.

Kein Export von lebenden Tieren!

DER DEUTSCHE TIERSCHUTZBUND hat erneut ein Ende von Lebendtierexporten aus der EU in Drittländer gefordert. Die Bundesländer Brandenburg, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz und Sachsen fertigten trotz entsprechender Beschlüsse von Bundesrat und Konferenz der Agrarminister weiterhin direkte Transporte in Drittstaaten ab, kritisierte der Präsident des Deutschen Tierschutzbundes, **Thomas Schröder**. Er forderte von den zuständigen Landesministern Verbesserungsmaßnahmen, damit die „tierschutzwidrigen Praktiken bei Langstreckentransporten“ beendet würden. Gleichzeitig appellierten die Tierschützer an Bundeslandwirtschaftsministerin **Julia Klöckner** (CDU), auf Bundesebene aktiv zu werden. „Momentan wollen drei Bundesländer – Bayern, Schleswig-Holstein und Hessen – den Tierschutz voranbringen, während andere Bundesländer derzeit noch vor Maßnahmen gegen solche Transporte zurückschrecken“, sagte Schröder.

Einstweilen kein Tempolimit

DIE FORDERUNG DER EVANGELISCHEN Kirche in Mitteldeutschland (EKM) nach Einführung eines generellen Tempolimits auf deutschen Autobahnen ist von der Bundesregierung zurückgewiesen worden. Der Parlamentarische Staatssekretär im Bundesverkehrsministerium, **Steffen Bilger** (CDU), erklärte, ein generelles Tempolimit auf Autobahnen sei ein rückwärtsgewandtes Instrument. Stattdessen setze das Ministerium auf die modernen Möglichkeiten der Verkehrslenkung. Vor dem Petitionsausschuss des Parlaments hatte EKM-Gemeindedezernent **Christian Fuhrmann** die Initiative damit begründet, dass eine Höchstgeschwindigkeit von 130 Kilometern in der Stunde zur Lösung einer Reihe von Problemen vor allem beim Klimaschutz und der Verkehrssicherheit beitrage. Zwar seien noch weitreichendere Maßnahmen zur Lösung dieser Probleme nötig: „Ein generelles Tempolimit auf Autobahnen ist allerdings schnell und kostengünstig umsetzbar“, hatte der Oberkirchenrat bei der Anhörung betont. Er setze jetzt darauf, dass die Debatte Eingang in das weitere parlamentarische Verfahren finde. Das gelte insbesondere für einen Vorstoß der Grünen für ein Tempolimit, das aktuell den Verkehrsausschuss des Bundestages beschäftige.

Viele gehen nie in eine Kirche

ZWEI VON FÜNF DEUTSCHEN haben im vergangenen Jahr kein einziges Mal eine Kirche betreten. Die regionalen Unterschiede sind groß: In Bayern waren drei Viertel der Menschen in einem Gotteshaus, in Berlin nicht mal jeder dritte Befragte. Auf die Frage, warum sie in den vergangenen zwölf Monaten in einer Kirche waren, antworteten 39 Prozent, sie seien auf einer Hochzeit, Taufe oder Beerdigung eingeladen gewesen. Etwa ein Drittel (34 Prozent) aller Befragten nahm an einem Gottesdienst teil, 31 Prozent waren zu Weihnachten in der Kirche. Auch um zu beten (26 Prozent), eine Kerze anzuzünden (23 Prozent), zur Besichtigung (22 Prozent) oder um sich still hinzusetzen (21 Prozent) fanden Menschen den Weg in ein Gotteshaus. 13 Prozent gaben an, für ein Konzert eine Kirche besucht zu haben. ■





Weggeworfen und von den Leuten zertreten

VON JURRIEN VAN DER WERFF

TAUGEN UNSERE ABFÄLLE tatsächlich zu nichts mehr? Werden sie „weggeworfen und von den Leuten zertreten“ (vgl. Matthäus 5,13)? Viele Zeitgenossen jeglicher Couleur in Nordwesteuropa würden mich sofort auf Recycling aufmerksam machen, wenn ich die Frage so provokant stellen würde, wie ich es gerade in Anlehnung an Jesu Rede vom Salz der Erde getan habe. Und zwar zurecht. Denn auf dem ersten Blick wird schon deutlich, dass Trennung und Entsorgung verhindern, dass die Landschaft so vermüllt ist wie in anderen Teilen Europas oder der Welt.

Zufrieden stellt mich diese Rede von der ‚Erfolgsgeschichte Mülltrennung‘ jedoch nicht. Als Anhänger des *Zero-Waste*-Lebensstils finde ich Recycling zwar wünschenswert, aber ich setze ganz andere Prioritäten; ich suche nach Lösungen und will verhindern statt verwerten. 2015 haben sich meine Frau und ich aus Verantwortung für die Schöpfung bewusst dafür entschieden, diesen Lebensstil für uns auszuprobieren. Seitdem haben wir unseren jährlichen Müll auf etwa zwei Liter zurückgefahren – und das, obwohl wir seit anderthalb Jahren auch noch die Verantwortung für einen wunderbaren Sohn tragen.

Es gibt keine offizielle Definition des *Zero Waste*-Lebensstils, aber im Grunde sind sich viele Aktive darüber einig, dass die Grundregeln der Bloggerin und Schriftstellerin Beo Johnson aus Kalifornien als Grundlagen gelten. Aus der Überzeugung, durch das eigene Einkaufs- und Konsumverhalten keinen Abfall entstehen lassen zu sollen, Verpackungen abzulehnen

und bewusst jeden Kassenzettel zum Wahlzettel zu machen, hat sie ihre 5-R-Regel aufgestellt. Die englischsprachigen Begriffe *refuse, reduce, reuse, recycle, rot* stehen für Schritte zur Abfallvermeidung.

Das Ablehnen (*refuse*) umfasst zunächst ein Nein zu allem, was wir nicht brauchen: Werbung, Tester, „Giveaways“, Gratisproben, etc. Johnsons ‚*reduce*‘ klingt zunächst nach Askese, bedeutet aber eigentlich Befreiung – eine Befreiung vom besitzergreifenden Überfluss. Fragen wie ‚Habe ich eine Wohnung oder hat sie mich?‘ regen dazu an zu reflektieren, ob z. B. Quadratmeterzahl, Miethöhe oder Reinigungsaufwand für mich persönlich im Verhältnis zu meinen Bedürfnissen stehen oder ob ich ein Gefangener fremder Ansprüche geworden bin. Die Einheitsübersetzung zitiert Jesus mit den Worten: „Gib uns heute das Brot, das wir brauchen“ (Mt 6,11); nicht der alltägliche Überkonsum der westlichen Welt, sondern eine Menge, die uns als Menschen gut tut, scheint mir hier angesprochen zu werden.

Die Wiederverwendung (*reuse*) ist ganz einfach: Gegenstände, die ihren Dienst einmal geleistet haben, nicht umgehend zu entsorgen, sondern erneut für denselben oder einen ähnlichen Zweck zu verwenden (wirkliches Recyclen!), zu reparieren oder kreativ in einen anderen Gegenstand umzuwandeln (Upcycling). Erst nachdem alle diese Schritte durchlaufen wurden, wird ein Recycling im Sinne der Mülltrennung sinnvoll.

Meiner Frau und mir fällt auf, dass unser Blick durch den Lebensstil geschärft wurde; fast überall um uns herum erkennen wir – genau wie viele andere *Zero-Wasteler* – (potenziellen)

Müll. Völlig frei von Moralisierung stelle ich immer wieder fest, dass Abfall oft eine (schlechte) Gewohnheit ist: Viele sehen ihn, aber erkennen ihn nicht. Genau an der Stelle hoffe ich immer wieder, inspirieren zu können. Im letzten Jahr gründeten wir in Münster unseren gemeinnützigen Verein *Zero Waste Münster e. V.* und sind seither als Informations- und Beratungsangebot für viele in Erscheinung getreten. Parallel wird mit *Zero Waste Germany* an einem bundesweiten Dachverband verschiedener Vereine und Gruppen gearbeitet. Als Gemeindemitglied hoffe ich, auch in unserer Pfarngemeinde einen Dialog darüber anregen zu können, wie wir zu abfallärmeren und nachhaltigeren Lösungen in Liturgie, Büroorganisation, Verpflegung etc. kommen könnten. Mit den damit gesammelten Erfahrungen wäre ich gerne bereit, z. B. andere Gemeinden, das Bistum und Dekanat oder auch örtliche Untergliederungen von ACK-Schwesterkirchen zu beraten.

Die Rede Jesu von den zwei Toren und zwei Wegen (Matthäus 7,13f.) habe ich oft als Deutung der Umweltkatastrophe verstanden. Im Sinne der Umwelt führt der breite Weg, auf dem viele gehen, tatsächlich ins Verderben. Der Abfall, der im Supermarktregal von vielen gesehen, aber nicht erkannt wird (vgl. Mt 13,14) wird nicht von allen sachgemäß entsorgt, sondern schlicht weggeworfen. Der Anblick von Abfall im Grünen ist uns so bekannt, dass wir auch den längst nicht mehr immer erkennen; er zerfällt, verseucht in Kleinstpartikeln den Boden und „wird von den Leuten zertreten“.

Jurrien van der Werff ist Mitglied der Gemeinde Münster